

HERMANN BAHR  
KRITISCHE SCHRIFTEN X

HERMANN BAHR  
KRITISCHE SCHRIFTEN  
IN EINZELAUSGABEN

Herausgegeben von  
Claus Pias

HERMANN BAHR

BUCH DER JUGEND

Herausgegeben von Gottfried Schnödl



© VDG Weimar 2010. Alle Rechte, sowohl der Übersetzung, des Nachdrucks und auszugsweisen Abdrucks sowie der fotomechanischen Wiedergabe vorbehalten.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Satz mithilfe einer L<sup>A</sup>T<sub>E</sub>X-Klasse von Herbert Voss

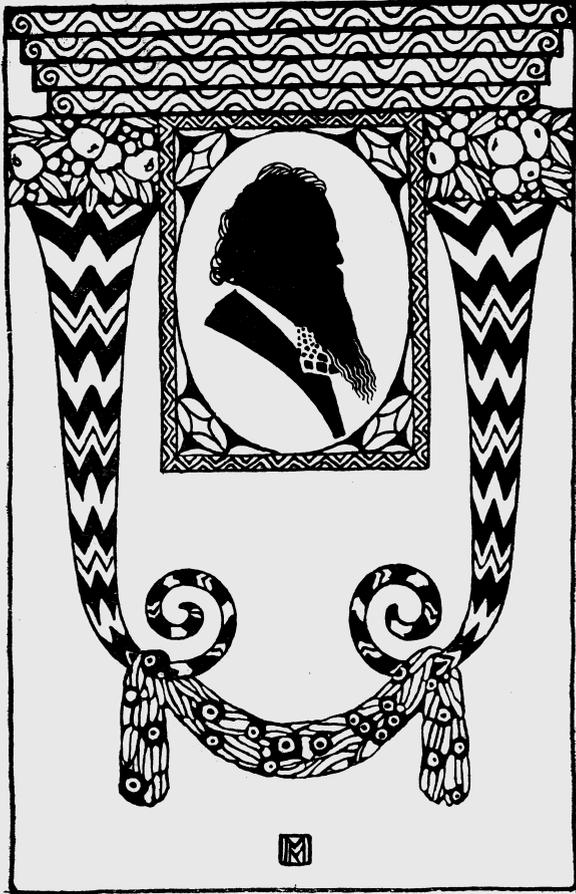
ISBN 978-3-89739-651-7

Das Digitalisat dieses Titels finden Sie unter:

<http://dx.doi.org/10.1466/20101105.01>

# INHALT

An Herrn Karl Moser	v
Gespräch vom wirklichen Leben	1
Die Mutter	11
Fidelio	19
Musik	29
Beethoven	35
Stelzhamer	39
Der Unbekannte	49
Erinnerungen an Hugo Wolf	57
Burckhard	67
Josef Olbrich †	73
Kainz	81
Die Chronik von Dirnau	89
Gottfinder	95
Der Finger Gottes	103
Erzählungen einer Tante	109
Lektüre	119
Laiengedanken über die Wahlen in Österreich	127
Die Unsicherheit in Österreich	131
Unterirdische Zensur	137
Zwecklos	143
An Frau von Schuch	149
Die Bücher zum wirklichen Leben	151
An die freie literarische Gesellschaft in Frankfurt	157
Anhang	159





HERMAN  
BAHR  
BVCH  
DER  
JVGEND

H. HELLER & Co.  
WIEN-LEIPZIG  
1908



o.S.

## AN HERRN KARL MOSER

Semmering, 1. August 1908

Nun trittst Du heute, lieber Karl, schon ins dritte Jahr. Zwei ganze Jahre, denk, bist Du schon alt! Da will ich Dir dies Buch, welches der Jugend ist, zuschreiben, um meine Hochachtung für Dich auszudrücken. Diese ist um ein Jahr jünger als Du. Voriges Jahr begann sie, hier auf dem Semmering, in eurem Garten, rechts vom kleinen Teich, an den Rosen. Da stand ein weisses Wagerl, Du lagst zappelnd, die Sonne schien. Die Sonne, der Teich, die roten Rosen, das weisse Wagerl, Deine zappelnden Beine, der Kies, dies alles war so hell, hatte aber einen dunklen Punkt, nämlich jene düster hütende Dame bei Dir, welche Du die Nänä nennst. Als sie nun mich erblickte, der, vom blauen Hause her, auf Deine Karosse los kam, trat ihr grosser breiter schwarzer Schatten vor Dich hin, griff nach Deinem Kappl und zog das Kappl und schwang das Kappl auf mich zu, und bog Dir den Kopf vor und sprach: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!“ Eigentlich aber sprach sie's nicht, sondern sang es mehr, in einem frömmelnden, halb lockenden, halb klagenden Ton, dass es wie eine lullende Litanei durch die glitzernde Luft floss: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!“ Doch da begab es sich, dass Dir dies gar nicht einfiel, sondern Du bekamst ein rotes Gesicht vor Zorn und die dicken

o.S. Patschen ballten | sich zur Faust; böß warst, das sah man, während sie, mit Deinem Kappl winkend, immer noch grinsend bat, in jener tückischen, süßsen Freundlichkeit, die die Nänäs in der ganzen Welt haben: „Mach schön Diener, Karli! Mach schön Diener!“ Es half ihr nichts, Du wolltest nicht. Siehst Du, dies hat Dir meine Hochachtung zugezogen. Da begann sie. Und deshalb sei Dir heute, lieber Karl, dies Büchl dargebracht, das zur Jugend geht. Denn

ich bin der, weisst Du, der in Oesterreich auf der anderen Seite des Wagerls steht und gegen die Nänäs ist und eine andere Litanei für die Jugend hat, nämlich die: „Mach keinen Diener, Karl! Nie sollst Du und niemandem den Diener machen!“ Natürlich sind da die Nänäs alle sehr böse auf mich und die Nänäs glauben ja noch, die Macht in Oesterreich zu haben. Es ist aber eine zerschossene und durchlöchernte Macht, die sie in den dürren, alten Händen haben, und morgen wird sie in den Staub gesunken sein. Und wenn dann die Nänäs vertrieben sind und keiner mehr einen schönen Diener macht, dann werden aus euch Menschen werden. Auf diese warte ich. Und mein ganzes Sein und Tun ist immer nur ein solches atemlos ausgestrecktes Warten auf die menschlichen Menschen in Oesterreich. Beeilt euch doch ein bisschen, beeilt euch heran zu wachsen, ich habe nicht mehr so viel Zeit. Ich möchte so gern erleben, dass eine Jugend kommt, die mich erkennt und spricht: „Seht, das ist der, der auf Oesterreich gewartet hat!“

Denn wenn Dir die Nänäs sagen, dass ich ein schlechter Oesterreicher sei, das ist eine Lüge, lieber Karl. Ich bin nur kein „Patriot“. Ein „Patriot“ ist, wer so wenig von unserem Land und seinen Leuten hält, dass er ihnen nicht zutraut, an Europa teilnehmen zu können, sondern es nötig findet, sie noch in den alten barbarischen Zuständen wilder Vergangenheiten zum Schutze zurückzuhalten. Wenn der „Patriot“ von Gerechtigkeit, Freiheit und Menschlichkeit hört, sagt er: „Wissen’s, geehrter Herr, das wär alles recht schön, aber bei uns geht das halt nicht, wir sind noch nicht so weit.“ Ich aber meine dies nicht, sondern meine: Wir sind schon so weit, wir könnten es schon wagen, zu Europa zu gehören. Deshalb bin ich kein „Patriot“. Ja ich | meine sogar, dass wir, in der Wirtschaft, <sup>o.s.</sup> in den Künsten, in der Wissenschaft, überall, an Geist, Talent und Gemüt so stark sind, es mit allen Völkern aufzunehmen und in freier Menschlichkeit neben allen zu bestehen. Wenn wir trotzdem bei den anderen wenig Achtung haben, sie überall vorlassen müssen und immer noch im Winkel sind, so muss es an unseren Einrichtungen sein, die uns den Atem nehmen. Diese sind nämlich so, dass sie den Oesterreicher hindern, die Kraft zu haben, die er hat. Mich aber quält’s, jedem anzusehen, wie er durch sie reduziert

wird, und wenn ich im Ausland dem nachsichtigen Lächeln begegne, das jedem erscheint, der sich als Oesterreicher bekennt, wird mir heiss vor Wut und Scham und ich möchte weinen, dass wir ihnen nicht zeigen können, wer wir sind und was wir haben. Aber die „Patrioten“ lassen es ja nicht zu, weil, sagen sie, „das lauter solche überspannte Ideen sind, die für unser armes Land nicht taugen“. Nein, ein solcher „Patriot“ bin ich gar nicht, ich danke sehr; erst wenn diese „Patrioten“ ausgerottet sind, wird unser grosses, starkes, wunderbares Oesterreich, das jetzt nur in unserer Sehnsucht, in unserer inneren Gewissheit ist, erst dann wird es erscheinen. So lange muss es warten. Es wartet auf euch, Karl! Es wartet auf die Jugend. Auf eine andere Jugend: die jung sein wird.

Ich kann euch nur wünschen: Habt den Mut zu Oesterreich! Seit Jahren rufe ich hinaus: Habt den Mut zu Oesterreich! Noch mein letztes Wort wird sein: Habt den Mut zu Oesterreich! Oesterreich ist noch nirgends als in unserer Sehnsucht und in unserer Zuversicht. Tief in den arbeitenden Menschen versteckt ist Oesterreich. Eine junge Jugend muss kommen, es zu heben. Dann wird, wenn es erscheint, von unserem frohen Wesen ein Leuchten über die Völker sein. Schlagt die „Patrioten“ tot, auf dass endlich Oesterreich leben kann! Glaubt an Oesterreich! Hofft auf Oesterreich! Denn Oesterreich ist in dir, Jugend! Sei nur, was du bist, lasse von dir nicht ab und lerne dein Wesen vollbringen,

mit geballter Faust!



## Gespräch vom wirklichen Leben

Noch stand die Sängerin, indem das Lied verklang, leise sich neigend, mit den Händen gleichsam ihren Tönen folgend, wie um sie zurückzurufen. Dann aber, als es ausgehallt war, plötzlich erschreckt und als ob sie sich jetzt schämte, zog sie das weisse Tuch ein wenig fröstelnd um, lächelte verlegen, ohne nach den Freunden zu sehen, und ging fort, gleichsam dem entfliehenden Liede nach. Die Frauen folgten ihr. Es dämmerte. Der junge Kaufmann trat zum Fenster. Draussen standen die Fichten schwarz, Dunst spann das Haus ein, schleichend kam die Nacht. In den Balken ein Knarren, in den Aesten ein Knacken, überall das unsichtbare Drohen der Nacht. Er sehnte sich nach ihrer leuchtenden Stimme zurück. Von ihr war es rings hell und warm gewesen. Nun fror ihn und er hatte vor der Dämmerung Furcht. Da vernahm er einen Laut dumpfen Atmens, Stohnens und gewahrte nun erst den Freund, der, wie noch ganz eingesunken ins Gefühl ihrer Stimme, den Kopf in den Händen, unbeweglich sass. Aufwallend trat der Jüngling hin und nahm seine Hand. Nun erwachte der Freund erst, noch ganz beklommen, sich wieder im Zimmer zu finden. Noch konnte er es nicht gleich begreifen und sah nur den Jüngling an. So hielten sie sich stumm und waren vereint.

Dann sagte der junge Kaufmann: „Lass uns wieder so sein wie damals! In dieser edlen Stunde fühle ich es, dass uns doch nichts trennen kann. Worte mögen uns entfernen, unser Gefühl stellt es immer wieder her. So können wir uns niemals verlieren. Lass es  
2 wieder sein wie damals!“ |

Der Aeltere fragte, leise lächelnd: „Ist es denn anders? Sind wir entzweit? Wodurch?“ Der junge Kaufmann erwiderte: „Ich weiss es nicht. Aber plötzlich waren wir getrennt.“

„Ich niemals von dir,“ sagte der andere. „Ich habe dich immer erwartet. Aber ich weiss, dass du viel an mir gelitten hast, weil –“  
Er brach ab.

„Weil – ?“ fragte der Jüngling.

Mit leise müder und ein wenig trauriger Stimme, die von bösen Stunden nachklang, antwortete jener: „Nun ja. Das ist nun schon einmal nicht anders. Zwischen uns liegen zehn Jahre. Du warst noch nicht Zwanzig, ich aber die Dreissig vorbei, als wir uns fanden. Ein schlechtes Verhältnis für Freunde, die bestehen sollen. Zehn Jahre! Zu weit, um Arm in Arm zu sein. Nicht weit genug, um sich nicht zu stossen. Noch von derselben Generation, eben Anfang und Ende, die sich nicht berühren wollen; zehn Jahre hinter dir erst wird sich mein Kreis wieder schliessen. Es war nicht deine Schuld, noch meine. Wir konnten es uns nicht ersparen, wie das ist, wenn der Aeltere stets sich einer bangen Beklommenheit nicht erwehren kann, den anderen auf allen Wegen hinter sich zu haben und seinen brennenden Hauch im Nacken zu spüren, dieser aber immer im Schatten des ersten bleibt und, seinen grossen breiten Rücken vor sich, ungeduldig sich immer durch ihn verdeckt, den vorstrebenden Schritt immer gehemmt fühlt.“

Der Jüngling stand vor ihm, horchend, als wenn er falsch gehört hätte. Dann erst schien er es allmählich zu verstehen. Er schüttelte sich, sah den Freund ungläubig an, zögerte noch immer. „Nein,“ rief er endlich. „Ist es denn möglich, dass du das wirklich glaubst? Ich hätte jemals –“

Der Aeltere nickte: „Der Mensch ist nun einmal nicht anders, wir müssen ihn schon ertragen.“ Es empörte den Jüngling. „Nein! Wie kannst du das denken? Ich hätte dich jemals aus Neid, Ungeduld, Aerger oder um rascher vorzukommen und den Weg frei zu haben –“ |

3

Der Aeltere nahm ihn bei der Hand und sagte: „Du darfst nicht so grobe Worte nehmen, dann stimmt es freilich nicht, der Mensch ist auf eine viel heimlichere und feinere Art schlecht. Wenn wir denn überhaupt schlecht nennen und gleich tadeln wollen, was nun einmal in unserer Natur ist, wogegen wir uns immerhin wehren mögen, was aber doch, wie stark wir es auch meistern, immer

wieder aus unseren besten Vorsätzen schlagen wird. Neben sich verträgt der Mensch jeden, vor sich keinen, hinter sich ungerne. Wir werden es nicht ändern. Es hängt, sozusagen, mit der Gangart der Menschen zusammen. Seien wir froh, dass wir doch die Kraft haben, wir zwei, argen Schaden nicht zu nehmen noch zu tun. Das ist schon sehr viel, wenn sich Menschen so zu zügeln wissen.“

„Das bist nun wieder du,“ sagte der Kaufmann. „Das ist wieder dein fatales Misstrauen gegen die Menschheit im ganzen, das dich so nachsichtig mit dem einzelnen macht. Weil du von allen nichts hältst, kann dich keiner enttäuschen. Was er dir auch tut, es trifft dich nicht, nein, du freust dich noch, dass er deine Meinung bestätigt, zeigst stolz hin: Seht, so ist der Mensch, und legt die Tat, Verrat und Undank und Betrug oder was es nur war, gelassen ins Archiv. Wodurch du es denn mit aller Erfahrung, Kenntnis der Menschen und Einsicht in ihr Tun zuletzt nur dahin bringst, schwach gegen jeden schlechten Kerl zu sein. Wer sich aber müht, an sich feilt und nicht nachlässt, in sich das Tüchtige zu hegen, dem Gemeinen zu widerstreben, den willst du nicht gelten lassen und hast ihn im Verdacht, sich aufzuspielen. So, vor lauter Eifer gerecht zu sein, verkennst du den redlichsten Sinn, und während du an der Menschheit zu leiden meinst, ist es nur dein Unglaube, an dem du leidest.“

Der Aeltere sagte nachdenklich: „Es mag etwas daran sein. Aber es ist schliesslich bequemer, keine Hoffnungen mehr zu haben, als immer wieder Enttäuschungen.“ Und dann, auf eine heftige Gebärde des Jünglings, fragte er lächelnd: „Doch warum ereiferst du dich so?“

„Nein,“ antwortete dieser mit einer fast gierigen Entschlossenheit.  
4 „Jetzt lasse ich dich nicht wieder entkommen! | Du willst mit spitzem Spott, abwehrenden Zweifeln, drohenden Fragen einen Kreis um dich ziehen, dass man niemals mehr zu dir kann. Weil du keinem Menschen mehr ein aufrichtiges Verhältnis mit dir zutraust, hältst du jeden entfernt, gibst dich keinem, willst keinen nehmen. Ich aber habe dich jetzt gesehen, als sie sang. Mir machst du jetzt den gelassenen Spötter nicht mehr vor. Ich kenne dich jetzt wieder. Lass uns doch dieser grossen Stunde würdig sein! Eben noch war

durch dieser heilenden Stimme geheimnisvolle Macht aller Trug um uns erlöscht, alle Wahrheit in uns erweckt, jeder mit dem andern, alle mit dem Ganzen vereint, und schon soll dies wieder verloren, das kaum noch recht ergriffene Glück verschmäh't, der Taumel der reinsten Andacht wieder vergessen sein? Was hätte es denn dann noch für einen Sinn, dass uns das Schicksal den Anblick hoher Menschen, seltener Abenteuer, leuchtender Kräfte schenkt, wenn wir, im Augenblick entzückt, nachher gleich wieder dieselben sind? Müssen wir denn, wunderbar über uns hinaus entführt, doch immer wieder ins Gemeine zurück? Sind wir es denn solchen Zeichen einer anderen, über den Bergen, in den Sternen, wo du willst und wie du sie nennst, schwebenden, der eigentlichen Wahrheit, wie die Wolken zerteilende, aufwärts treibende, im Seligen kreisende Stimme dieser sonst so stillen Frau ist, sind wir es ihr nicht schuldig, zu bleiben, wozu sie uns für den Augenblick macht? Aber noch ist ihr Glanz nicht verweht, noch ist davon ein Leuchten überall in uns, und wir stecken uns eine neue Zigarre an, greifen zum Abendblatt und sinken in die Wirklichkeit zurück.“ Und hier, wie auf ein Stichwort, wendete sich der Jüngling plötzlich zum Freunde, sah ihn seltsam an, fragend und staunend und klagend zugleich, und langsam sagte er dann in einem schweren, kaum den Zorn noch verhüllenden Ton, der mit vielen Kränkungen beladen war: „In deine gepriesene Wirklichkeit! Aber freilich, das willst du ja! Ich vergass ganz. Dir gilt ja nur noch, was ‚wirklich‘ ist. Das Wirkliche, die Wirklichkeit hörst du zu loben jetzt nicht mehr auf. Ermutigung zum wirklichen Leben, Eroberung des wirklichen Lebens, Erziehung zum wirklichen Leben höre ich täglich von dir, so geht's | immer 5  
fort, mir schwirrt der Kopf, dich aber scheint es wie mit Magie zu verstricken, alles willst du jetzt damit erlösen, jedes Wunder birgt es dir: Wirklichkeit, Wirklichkeit! Und streckst dich feierlich aus, einem gleich, der eine geheime Lehre weiss! Und machst, du, der so viel darauf hält, gelassen zu sein und sich nicht zu verlieren und den abwägenden, zumessenden, ausgleichenden Verstand zu wahren, machst dich zum lauten Propheten mit Qualm und Schall, der ins Land gezogen kommt, trommelnd und dröhnend, mit Feuerzeichen und Räucherwerk, der Menschheit das neue Reich zu verkünden:

Wirklichkeit, Wirklichkeit! Und es dreht dich im Wirbel, man sieht dich wie besessen, du taumelst: Wirklichkeit, Wirklichkeit! Es muss mich nur wundern, dass du doch so höflich warst, den Gesang und unsere Verzückung nicht zu stören. Wo blieb da deine Wirklichkeit?“ Und plötzlich frohlockend schloss der Jüngling ab: „Doch ich weiss ja jetzt, dass du’s nicht anders fühlst als ich. Ich habe dich doch gesehen, als sie sang. Und so bist du mir jetzt der alte wie damals. Ich habe dich wieder. Nun aber kann ich dich auf deinen wunderlichen Wegen schon gar nicht mehr verstehen!“

„Das ist es also,“ sagte der ältere Freund und nickte.

„Ja,“ rief der Jüngling, „das ist es! Denn ich war schon ganz irre geworden. Immer wollte ich zu dir, immer dich fragen, immer dich stellen, dass du mir endlich Rede stehst. Ich hatte nicht den Mut. Ich wollte mich noch über dich täuschen können. Verstehst du’s? Ich hatte solche Furcht, dich zu verlieren. Ich wollte wenigstens einen Schein von dir bewahren, jenen Schein von damals. Denn du kannst ja nicht wissen, was du mir damals warst! Ich noch zur Schule, wir armen Buben irrten nur so rum. Alles überall dumpf, rings um uns, und leer. Boshafte Lehrer, an ihrer eigenen Erbärmlichkeit tückisch geworden, an uns ihr schmutziges Elend rächend, verknallt durch Sorgen, vergrämt von Enttäuschungen, neidisch, feig, grausam und nun mit ihrer hämischen Gier wie böse Narren auf unsere wehrlose Jugend losgelassen! Ich habe mir damals die ganzen Jahre nur immer vorgesagt, jeden Tag, jede Stunde, die Zähne verbeissend,  
6 im Einschlafen | noch bis in den Traum hinein und beim Erwachen gleich auf meinem Weg mit: Dies kann ja nicht sein, so kann es unter den Menschen nicht sein, dies kann nicht unser Leben sein, es muss noch etwas anderes geben, denn das würde der Mensch nicht ertragen können, es muss noch etwas anderes geben, man versteckt es nur vor uns, aber die Menschen leben doch und manche lachen gern und keiner will sterben, das könnte nicht sein, wenn es draussen auch so wäre wie hier in der Schule, nein, es muss noch etwas anderes geben, ich will nur tapfer sein und ausharren, bis ich aus dem Kerker darf! So war es acht Jahre mit mir, man nennt das die humanistische Bildung. Ich begreife heute noch nicht, dass es mancher doch erträgt. Aber alle die zerbrochenen Menschen, die

feigen Schwätzer, die kriechenden Lügner, alles, was sich vor den Mächtigen wälzt und von Neid, geschwollener Gier und Hass stinkt, das ist das Werk der Schule; und dazu wird der Plutarch gelesen. Wenn ich diese Schmach ertrug, wenn ich sie bestand, wenn mir die Kraft blieb, die Kraft und der Trotz, dennoch ein Mensch zu werden, was zu vereiteln ja der einzige Zweck der Schule scheint, ein Mensch mit offenen Sinnen und empor verlangenden Gefühlen, ist es nur dir zu danken, dir allein. Ich war sechzehn, da drang dein Wort unter uns Buben ein. Einer hatte von dir gehört, wir wurden vor dir gewarnt, du solltest ein Verächter, ein Empörer sein, das Heilige galt dir nichts, nun rissen wir uns um dich. Wir wussten nicht immer, wie dein Wort gemeint war, dies aber verstanden wir, dass du voll Hohn für unsere gemeine Welt und voll Sehnsucht nach Freude, Güte, Grösse, zugleich aber dir einer solchen freudigen und gütigen und gewaltigen Existenz, als wofür der Mensch allein eigentlich berufen sei, im Innersten gewiss warst. Das trieb uns dir zu, hier hatten wir endlich unser ewiges: Es muss noch etwas anderes geben! Hier war das andere, bei dir, in deiner Sehnsucht, in deiner Entschlossenheit, in deinem jauchzenden Vertrauen zu dir selbst. Seitdem gehörten wir dir. Von dir wussten wir, dass ein Mensch den Mut haben kann, wahr zu machen, was er träumt; und so konnten wir nun wieder atmen. Das warst du uns damals. Einmal habe ich dir's doch sagen müssen. Und bin froh.“ | 7

Sie schwiegen lange, zurückdenkend. Aber dann fragte der Aeltere: „Und jetzt?“

„Jetzt?“ sagte der junge Kaufmann. Aber er sprach nicht aus, sondern wendete sich und ging, den fordernden Blick des Freundes meidend, durch das einsame Zimmer. Alles war still, man hörte den Regen an den Fenstern rinnen, die Nacht hatte das Haus eingeschlossen. Die beiden Männer konnten sich nicht mehr sehen, als nur am Glühen der grossen Zigarren. Als ob ihm plötzlich bang wäre, trat der Jüngling zur Lampe, Licht zu machen. Es schien auf den alten Stich an der Wand: Schiller liest den Karlsschülern die Räuber vor. Er betrachtete ihn, betrachtete den Glaskasten mit dem Wiener Porzellan. Ihm fiel ein, wie er einst als Bub, wenn Winter war, sich im Ofen Aepfel briet; er stand dabei, wartete,

hörte sie zischen. Dieses Gefühl des Wartens am warmen Ofen beim Zischen der Aepfel, während draussen der Winter war, fiel ihm ein. Aber da hörte er den Freund unnachgiebig wiederholen: „Und jetzt?“ Er setzte sich neben ihn und sagte heiter: „Sind wir nicht eigentlich recht töricht? Einer hilft uns einmal, rettet uns, wird uns wert, aber statt es ihm nun für alle Zeit zu danken, weil doch dies, was er uns war, was er uns tat, durch nichts mehr ungeschehen werden kann, ziehen wir daraus vielmehr die Pflicht für ihn, uns immer wieder bereit zu sein: der Helfer muss immer wieder helfen, der Retter immer wieder retten, wer uns einmal wert geworden ist, uns immer wieder beweisen, dass er’s verdient, und wehe, wenn er denkt, es sei jetzt genug – gleich schreien wir von Verrat und Betrug! Als ob ein Mensch, der uns was Gutes tat, dadurch unser Schuldner würde und es bis an sein Ende abzuzahlen hätte! So geht es dir mit uns. Weil du uns einmal geholfen hast, auf unseren Weg zu kommen, riefen wir nun bei jeder Wendung nach dir, aber du warst nicht mehr da, das fanden wir untreu. Dass du deinen eigenen Weg zu gehen hast, fiel keinem ein. Wie müssen wir dir läppisch vorgekommen sein! Glaub mir, nun, da ich alles erst übersehe, fühle ich es selbst. Nun steht mir ja, was du uns damals warst, im alten  
8 Glanze wieder da. Nie will ich dir’s vergessen. Was man uns | gebot, war uns unerträglich, und was wir fühlten, war uns verwehrt, da kamst du und gabst uns deinen Mut, gabst uns deinen Trotz auf das eigene selbstvolle Gefühl – so schlugen wir uns durch. Nein, das kann ich dir niemals vergessen.“

„Und jetzt?“ sagte der Aeltere zum drittenmal.

„Was geht es mich an?“ sagte der Jüngling. „Es soll mich in meiner schuldigen Treue zu dir nicht mehr stören.“

„Nun bist du’s, der ausweicht,“ sagte der andere.

Und der Jüngling: „Was könnte ich dir denn auch sagen? Du weisst doch alles längst.“

Und der Aeltere: „Nein. Wirklich nicht, Lieber! Und weil wir schon bei Bekenntnissen sind: mir tut’s wehe, dass ich euch nicht begreifen kann.“ Und sich ein wenig schämend, fügte er, um es abzuschwächen, gleich hinzu: „Für meinen Verstand nämlich tut’s mir wehe. Oder sagen wir, weniger sentimental: es tut mir um

meinen Verstand leid. In meinen Jahren meint man so schon immer, er gehe zurück.“

Der Jüngling hörte, was der Aeltere verschwieg. Und nun dachte er zum erstenmal, woran sie die ganzen Jahre niemals gedacht hatten. Wurde diesem starken, selbstherrischen, abwehrenden Mann vor seiner zugeschlossenen Einsamkeit bang? Brauchen Helfer vielleicht auch Hilfe? Und er fürchtete, ihm zu verraten, dass er es merkte. Er nahm seinen spöttisch spielenden Ton auf und sagte: „Womit du, wie ich dich kenne, doch nur deinen Zweifel an uns, an unserem Verstande maskieren willst?“

„Vielleicht,“ sagte der andere.

„Aber kann es,“ fragte der Jüngling, „dich wirklich wundern, wenn es uns schwer wird, dir heute zu folgen? Das war doch das Beste, was wir von dir hatten: Deine Verachtung der ganzen kleinen Welt um uns, aller bürgerlichen Pflichten, in die man uns einfangen, aller Grenzen, durch die man uns abschliessen wollte, und dein herrlich gewalttätiges Vertrauen, dass der Mensch keine Pflicht, keine Grenze, kein Gesetz hat als nur an sich selbst allein. In uns selbst zurück hast du uns gebracht. Das war es, | da wurden wir stark und froh. Immer hiess es, von Eltern und Lehrern: Der 9  
Träumer kommt in der Welt nicht fort, nicht was du dir wünschen magst, sondern wie sie dich verlangt, wie sie dich braucht, musst du sein, sonst stösst sie dich weg! Wir aber hatten doch erlebt, wir wussten doch aus wunderbaren Stunden, dass, eben wenn diese harte Welt manchmal entweicht, plötzlich zu verfließen, zu vergehen, ja sich förmlich aufzulösen scheint wie blosser Dunst, vom Morgenwind ausgeblasen, dass dann, wenn die Welt schweigt und unser Traum das Wort nimmt, was wir Traum nennen, auch wenn es uns im Wachen wird, dann erst eine rätselhafte Freude, sonst ungekannt und doch gleich als unser eigentliches Wesen begrüsst, als das, wodurch allein und wozu wir da sein müssen, wenn nicht alles sinnlos ist, und eine hochaufschäumende Kraft, in alles ihre Glorie füllend, uns mit einem Schlag alle Geheimnisse sprengen, alle Wunder öffnen, Stückwerk verbinden, Fremdes befreunden und uns im ungeheuren Gefühl der jetzt enthüllten Einheit so vernichten als vollenden, wovon uns freilich, kehren wir dann wieder

ins Gemeine zurück, nur ein dunkler Hall bleibt, aber doch so stark, dass wir jetzt alles bestehen und niemals den Glauben mehr verlieren, unseren Glauben an den wahren Traum. Dies hatten wir, wenn der erste Frühling in der kahlen Erde knirscht, oder in unruhigen windverstörten Nächten, oder wohl auch mitten im Lärm von hastenden, stossenden, scheltenden Menschen durch einen einzigen Aufblick eines scheuen Kindes, eines verhüllten Bettlers oft erlebt; und so wussten wir es. Wir wussten, dass es über der gemeinen Welt des Tages eine andere gibt, in die wir zuweilen eingelassen werden, und hier muss unsere Heimat sein. Da kamst du und von dir lernten wir diese Heimat lieben. Jetzt aber kommst du, nach zehn Jahren, und – “ er sah auf und verstummte.

„Jetzt komme ich und – ?“ wiederholte der Aeltere, fragend.

Der junge Kaufmann fuhr achselzuckend fort: „Und rufst nur immer: Wirklichkeit, Wirklichkeit! Kann’s dich wundern, dass wir dich nicht mehr begreifen? Damals hast du uns, das war die Tat des  
10 Helfers und des Retters, damals hast | du uns aus der Wirklichkeit fortgeholt. Hast uns gelehrt, dass unser wahres Leben nicht draussen ist. Hast uns in uns gebracht, in uns selbst zurück – “

„Wo ihr denn,“ unterbrach ihn der Aeltere grob, „seitdem sitzen geblieben seid, die Hände gefaltet, mit nachdenklich in den Nabel versunkenem Blick! Träumer meint ihr zu sein? Ihr seid Schläfer! Was habt ihr denn für eueren Traum getan? Ihr lasst ihn euch träumen! Ei wie kühn! Und manchmal, wenn der März in der Erde pocht oder in flüsternden, drängenden, wühlenden Nächten oder wenn euch der Zufall einmal im Vorübergehen die Maske von einem Gesicht hebt, dann nickt ihr: Ja, dort ist unsere Heimat! Um gehorsam in der Früh jeden Tag der in sein Amt, der ans Geschäft zu gehen, wie’s euch eingedrillt ist. Abends aber dann, abgezaust und ausgerupft, hockt ihr matt in euerem Turm der Träume, hochmütig, weil dies euere Heimat sei! Wenn ihr eine Heimat habt, was lebt ihr dann in der Fremde? Ihr argen Narren!“

„Was sollen wir denn tun?“ fragte der Jüngling.

„Dies mache jeder mit sich selber ab,“ sagte der Aeltere hart. „Ich schelte die braven Leute nicht, denen es im Gemeinen behagt. Wer aber, wie du, die Stunden einer solchen wundersam aufzuckenden

und einschlagenden Erleuchtung kennt, in welchen es uns unmittelbar gewiss wird, dass den Menschen nach einem edleren, reicheren, lebendigeren Leben verlangt, als jenes ist, in das uns der Verstand und das Herkommen der Väter stecken, den kann ich nicht begreifen, wie er sich jemals wieder in der Enge, in der Trübe dieser von ausgestorbenen Vorurteilen regierten Welt beschwichtigen mag. Sie wäre wirklich? Wenn du eine Leiche wirklich nennst. Wirklich, was dir dein Leben erwürgt? Wirklich, wogegen sich jede Kraft, jeder Trieb in dir wehrt? Nein, Kind, wirklich ist mir, was in den Gefühlen der Menschen lebt. Wirklich ist, was ihr heute bloss zu träumen wagt. Wenn einst der Traum der Menschheit den Mut hat, wahr zu werden, dann wird die Welt erst wirklich sein. So hast du dich nicht zu sorgen, dass | ich meine Jugend verrate, und magst 11 mich ruhig immer trommeln und trompeten lassen: Wirklichkeit, Wirklichkeit!“

„Wir haben uns also nur in deinen Worten geirrt,“ sagte der Jüngling nachdenklich.

Der ältere Freund erwiderte lächelnd: „Ja, denn Worte sind so falsch geworden, dass ich keine Gründe darauf bauen mag, wie Olivias Narr sagt; und er nennt sie rechte Hundsfötter. Es ist aber schwer, wenn man reden will, es ohne diese betrügerischen Worte zu tun. Unsere Freundin hat's besser: sie singt, da kann sie die Wahrheit sagen.“

# Die Mutter

12

Zum hundertsten Todestage der Frau Rat

Goethe war fünfundzwanzig Jahre alt, als Fritz Jacobi von ihm schrieb: „Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln . . . Hiemit will ich nicht andeuten, dass keine Veränderung und Besserung in ihm möglich ist. Aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“ Und als Goethe achtundvierzig Jahre alt war, schrieb Schiller über ihn: „Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte reif und schwer zufallen zu lassen.“ Immer ist es derselbe Vergleich, der sich den erstaunten, halb erschrockenen Freunden aufdrängt, immer ist es dasselbe Bild, von einem, an dem nichts menschliche Mühe oder die Anstrengung des Willens, alles das unabänderliche Walten einer tief verborgenen Kraft hat, der den Elementen mehr als uns Menschen gleicht, der ausserhalb der Menschheit zu stehen scheint, näher an der Natur, mit ihr durch ein geheimnisvolles Band verknüpft, von welchem die anderen sich losgerissen haben. Immer hören wir die Freunde in Angst über ihn klagen, sein Wesen habe keinen Plan. Er aber, in seinem vorstrebend heiteren Sinn, lässt sie schelten, lässt sich gehen, bald feierlich wie ein Licht, bald amüsable wie ein Mädchen von siebzehn, heute taciturn und wütig, morgen redselig, übermütig und neckend, recht (seufzt die Herder) einem Chamäleon gleich und längst, wie er's selbst im Scherze nennt, schon in Erfurt, wenn die Leute glauben, er wäre noch in Weimar, und | immer verändert, abgeworfene Häute hinter sich, immer den verzagenden Freunden wieder entrückt, und immer doch, wie er's auch treiben und sie verwundern und verwirren mag, bei sich im

stillen fest gewiss, dass ihm gottgeführten Menschen doch alles zuletzt zu Nutz und Frommen ausschlägt und gedeihen muss, weil's eben nicht er ist, der es macht, sondern es macht ihn. Die Welt und alles Leben, eigenes und fremdes, jetziges und einstiges, nahes und fernes, Wahrheit und Wahn, Offenbarung und Geheimnis, der Menschen Art und das Wachsen der Pflanzen und die Verwandlungen der Tiere, der Steine tiefverborgen wirkenden Trieb und der Sterne ewig gleichgestellten Lauf saugt er mit seinen grossen Augen ein und atmet's wieder aus, wie ein Quell, unterirdisch versammelt, plötzlich aus dem Felsen aufspringt. So steht dieser einzige Mensch ganz willenlos, ganz triebmässig, ganz naturhaft vor uns da, und wir wissen nicht, ob es nicht eher ein ungeheures Tier ist oder ein übriggebliebener Gott. Sein Wunder lernen wir nicht aus, und je mehr es scheint, dass wir hoffen dürfen, uns ihm mit dem Verstande zu nähern, desto weiter finden wir uns unversehens wieder von ihm entfernt. Denn indem wir die höchste Kultur in ihm verehren, zu der sich jemals ein Deutscher herangebildet hat, und ihr nun in Ehrfurcht nachzufolgen gewillt sind, werden wir mit Schrecken gewahr, dass kein Weg des Gedankens zu ihm führt, weil ihn erkennen so wenig ihm nahe kommen heisst, als der Astronom sich vermessen darf, selbst ein Stern zu werden, deshalb weil er einen ausgerechnet hat. Ja, diese einzige Naturbegebenheit, die Goethe war, auch nur zu begreifen, müssen wir immer wieder verzagen, wie doch auch er selbst mit einer hilflosen Verwunderung, mit einer nie verlöschenden Andacht vor dem Inkalkulablen, Inkommensurablen seiner Existenz stand und nicht müde wurde, das unerforschliche Geheimnis seines eigenen Lebens und wie er darin, einem Nachwandler gleich, ahnend bis ans Herz der Natur drang, immer wieder mit dankbarem Erstaunen zu betrachten. Und wir folgen ihm und lassen nicht ab, seinem Werden nachzugehen und es nach dem Woher, Wie und Warum auszufragen, von welchen dieses Phänomen eines Menschen, | der ganz Natur und dem die Kunst angewachsen war wie der Apfel am Baum, wie der Strahl an der Sonne, abzuleiten und vor unseren armen Verstand zu bringen wäre. Keinem glückt es. Jeder holt einen anderen Goethe her, tausend Goethe sind's, der Goethe ist's nie. Und auf unsere Fragen alle

gibt's zuletzt mir eine Antwort und nur sie klärt alles Geheimnis auf: er hat diese Mutter gehabt, die Frau Rat! Seht sie euch an und fragt nicht mehr! Seht sie euch an, und das Wunder ist aufgetan: er hatte ja die Natur zur Mama.

Auf den ersten Blick ist ein Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, wie sich ein grösserer gar nicht denken lässt. Scheint er ganz ausserhalb der Menschheit zu stehen, so steht sie mitten drin, und wenn er über alle Begriffe sich von uns entfernt, so finden wir in ihr überall uns wieder, uns selbst, die allgemeine Menschenweise, freilich auf das reinste und vollkommenste dargestellt. Nichts ist in ihr, wodurch sie irgendwie von einer gesunden und vergnügten Bürgerin ihrer Zeit abstechen würde, nirgends sondert sie sich, Seltenes oder Seltsames hat sie gar nichts. Nie wundert man sich darüber, wie sie ist; eigentlich könnte man sich eher wundern, dass nicht jede so ist, und man hat auch insgeheim das Gefühl, dass jede gern so wäre, nur trifft's keine. Nichts Besonderes, nichts Gesuchtes ist an ihr, sie hat nur das Wesen der deutschen Frau zum Vorschein gebracht, ihr ist es halt geglückt, ganz Frau zu sein. Und wenn es sie so stolz machte, dass sie die Mutter Goethes war (man denke an die Begegnung mit der Staël), so scheint sie uns noch mehr, nämlich die Mutter schlechtweg zu sein. In ihr wird, was alle Mütter sind und was nur nicht jede immer erreicht, zusammengefasst und in Vollendung ausgeführt. Sie war eine deutsche Frau und eine gute Mutter, weiter gar nichts, aber auf die höchste Art, als hätte Gott den Menschen einmal zeigen wollen und ein Beispiel davon geben, dass sie's sehen, was eine Frau und eine Mutter ist.

Eine Frau mit allem, was dazu gehört, mit dem wunderschönen Durcheinander, den sie haben. Leichtsinn und gutes Herz ist ihr  
15 Wahlspruch, sagte sie den Frank|furterinnen nach, und eine richtige Frankfurterin ist sie gewesen, leichtsinnig und gutherzig, jedem hilfreich bis zum Unverstand, und immer mit Trompeten und Pauken auf das Leben los, alle Welt traktierend, bei Bällen und Maskeraden, und immer muss Lärm und Lust um sie sein, kein Ungemach und keine Gefahr und kein Verlust kriegt sie klein, kriegt sie still. Dann aber auch so lebenstüchtig als lebenslustig, selbst die beste Magd im Haus, die erste auf, gleich nach den Kleidern

und der Wäsche des Knaben zu sehen (denn „da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefel auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort. Da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Gleis“), und so nun den ganzen Tag treppauf, treppab, überall nach dem Rechten zu sehen, in Keller und Küche, dort nach dem berühmten Tyrannenblut, hier nach den feinsten Braten, und wieder hinauf, Spitzen zu klöppeln nach Brabanter Art, und wieder hinab, vom Händler ein musterhaft Stück Warndörfer Tuch oder einen grossen Shawl von der letzten Mode und allerhand Judenkrämchen auszusuchen, den ganzen Tag auf ruhelosen Beinen, so eine, die wie der Blitz durchs Haus herum fährt, dass alles immer Angst hat, es schlägt einmal ein. Fromm, versteht sich, und zur rechten Zeit ein herzhaftes Gebet bei der Hand, und versäumt nie, für alles Gute, das kommt, Gott zu danken, und in allem Bösen, das droht, auf Gott zu hoffen, übrigens aber jedem Menschen gern sein Himmelreich lassend, „denn in der Himmelreichs Faberick habe noch nicht viel progressen gemacht, und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden“. Und eine Plaudertasche, die sich nicht genug fabeln und faseln kann! Und ein Schleckermaul, das von Kastanien und gedörртом Obst nie genug kriegt! Und eine Putzgrell, die sich kein Fähnchen versagen kann! Und, mit heissem Kopf, die gierigste Leserin von spannenden und rührenden Romanen! Und die rechte Theaternärrin gar, die sich ins Schauspiel und auch wohl einmal in den Schauspieler vergafft, wie sie denn, siebenundfünfzig Jahre alt, für den genialischen Phantasten Unzelmann, so | eine Art Bonn 16 von damals, lichterloh brennt; und rührend ist es, als er dann nach Berlin geht und sie von allen Wünschen scheiden muss, sie klagen zu hören, dass nun ihr „Märchen im Brunnen liegt und wohl schwerlich wieder herausgezogen werden wird“. Solchen tief ergreifenden Ton hat sie manchmal, wie ein Volkslied fliegt's von ihren Lippen auf. Aber wie sich doch das Volkslied immer gleich wieder fasst und den Mut nicht fallen lässt, geht's auch bei ihr bergauf und bergab durch aller Empfindungen Hügelland hin, und wenn sie was freut, ist es so stark, dass sie gleich „deckenhoch“ springen möcht' und leicht „vor

Freude und Wonne wie betrunken“ wird und eine Zeit braucht, bis es sich erst „etwas zu Boden setzt und ihre Vernunft wieder zu Hause kommt“, aber wird sie dann einmal von ihrer „schwärmerischen Einbildungskraft“ in Trübsal und Bitternis gestürzt, so kann sie auch sentimental wie eine schmachtende Mamsell sein: „Vor mich ist alles vorbey – mit mir ist aus – “ seufzt sie, als Unzelmann nach Berlin geht. Nur dauert’s bei ihr nicht lang, gleich hat sie sich wieder, und dann heisst’s wieder: „Ach! Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gottes seiner Welt!“ Fünfundsechzig Jahre ist die Frau bei diesem Freudenschrei. Und wie’s ihre Art ist, dann oft plötzlich ein stockernstes Gesicht anzustecken und zwei Minuten philosophisch zu sein, fügt sie noch hinzu, den Geheimrat belehrend: „Nur muss man sich aufs suchen verstehn – sie finden sich gewiss – und das kleine ja nicht verschmähen – wie viele Freuden werden zertreten – weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken – und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherrey. Lebe wohl!“ Ja, darin war sie gross, in diesem Frauentalent, sich aufs Suchen der Freuden zu verstehen! Weil sie nämlich mit ihrer Sehnsucht nicht in die weite Welt ging, sondern sich weiblich ans Nächste hielt, aufs Nächste bedacht, ans Nächste, wo sie zugreifen kann, angeschlossen, und von allem abgewendet wo sie nicht helfen kann. „Wegen des Krieges wachsen mir auch keine graue Haare – das was ich neulich an Ihnen schriebe – dass, wenn es in Weimar gut mit meinen Lieben  
17 geht | und steht, mich das lincke und rechte Reinufer weder um Schlaf noch appetit bringt – ist noch heut dato meine Meinung.“ So schrieb sie ihrer lieben Tochter aus dem Kriegslärm, in der grössten deutschen Not. Ist’s nicht jeder Frau aus dem Herzen gesprochen? Und überhaupt geschieht’s einem ja, dass, wenn man ihre Briefe liest, ihre Worte hört, ihr Wesen vernimmt, jeder an die Frau denken muss, die er lieb hat. Die hätte das auch sagen können, denkt man stets; sie würde sich nur vielleicht nicht trauen. Und das ist vielleicht das einzige, was die Mutter Goethes vor den anderen Frauen voraus hat: dass sie sich getraut hat. Wie sonst eine Frau nur ist, wenn sie sich unbelauscht glaubt oder unversehens einmal die Frauenart verrät, die doch immer verheimlicht und umgelogen

und verstellt werden soll, so hat sich die Frau Rat ganz ungeniert gezeigt, mit der unbefangenen Sicherheit natürlicher Menschen, die sich nicht verbieten, so zu sein, wie sie sind, und das zu tun, was es sie treibt, weil das der liebe Gott verantworten soll, der's ihnen eingegeben hat, und die nun getrost alles aussprudeln, was in ihnen ist. Wie's ihr durch den Kopf fliegt, so fängt sie's ein; wie's ihr im Herzen sitzt, so muss sie sein. Weshalb man auch gar nie dazu kommt, einmal zu fragen, ob es recht ist oder nicht anders sein sollte. Sie ist, wie sie sein muss, und zweifelt nicht und sagt zu sich Amen und Punktum. Und kann es und darf es, weil nichts an ihr je gehemmt oder umgebogen oder verstört worden ist: sie ist nicht erzogen worden, darum ist sie unverdorben geblieben. Ihr Glück war, der Schulmeister hat ihr gefehlt. Sie kann kaum recht schreiben, die Gedanken sind „schlecht gepackt, ohne Komma, ohne Punkt“. Bettina hat gesagt: „Frau Rat, sie hat eine recht garstige Hand, eine wahre Katzenpfote,“ und klagt, dass sie niemals herauskriegen kann, was sie in ihren „chaldäischen und hebräischen Buchstaben“ verzeichnet hat. Und sie selber gesteht: „Dass das Bustawiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört – müsst Ihr verzeihen – der Fehler lage am Schulmeister.“ Dem fehlenden Schulmeister sollte man ein Denkmal setzen, ewiger als Erz.

Bettina, die zu ihren Füßen sass, lauschend, wenn sie | vom 18  
Sohn erzählte, und ihr Knie ans Herz gedrückt, hat auch das tiefste Wort über sie gesagt, worin ihr ganzes Wesen eingeschlossen ist: „Siehst du, was die alles gemerkt hat, was die die Mutterfreuden herzig und herzlich genossen hat!“ Dies war ihr Leben: herzig und herzlich die Mutterfreuden zu geniessen. Es ist das alte heilige Bild: die Mutter mit dem Kind. Ein ganz einfaches Leben war's und das einfachste Glück. Wie alle grossen Dinge ganz einfach und keinem einzelnen besonders angehörig, sondern allen Menschen zugeteilt sind, aber freilich den meisten dann wieder im Wirrsal verloren gehen. Eigentlich hatte sie nur eine ungemeine Kraft, fürs ganze Leben das Gefühl festzuhalten, das jede junge Mutter mit dem Kinde an der Brust entzückt. Dieses im Grunde ganz animalische Gefühl, worin die junge Mutter die Seligkeit der Umarmungen fortzusetzen und den schönsten Augenblick gleichsam zu verewigen

scheint, hat sie nie mehr ausgelassen.

Wir wissen genau, wie Goethe von ihr erzogen wurde; und es hat sich ja bewährt. Er war ein wildes Kind und arger Streiche voll, und wenn er nun wieder was angestellt hatte und sich darüber freute und lachte, dann, heisst es, „kam die Mutter dazu und lachte mit“. Das war die Mutter Goethes.



# Fidelio

Dezember 1904

19

Mahler hat den Fidelio neu inszeniert, mit neuen Dekorationen von Roller, melden die Wiener Zeitungen. Einige spöttisch: Wozu? der alte Fidelio war noch ganz gut. Andere zustimmend: Die Dekorationen sind wirklich sehr schön. Aber niemand merkt, was die Vorstellung bedeutet. Es ist österreichisch, dass das Grosse, wenn es einmal geschieht, unter uns nur inkognito geduldet wird. Man lässt es sich gefallen, so lange es unerkannt bleibt. Das ist die stille Verabredung. Siehe Grillparzer. Siehe Bruckner und Hugo Wolf. Siehe Klimt. Mein Stolz ist es, aus dieser österreichischen Art zu schlagen. Es wird von mir einst heissen: er hat, was in Oesterreich nicht Sitte ist, das Grosse gegrüsst.

Diese Inszenierung des Fidelio hat, mit der des Tristan zusammen, eine Frage gelöst, um die man sich seit Jahren in Europa bemüht, ohne ihr beizukommen: die Frage der Dekoration. Das Gefühl war schon überall: die Dekoration, statt dramatisch mitzuwirken, stört nur noch; Wagner hat das Verhältnis des Worts und der Gebärde zur Musik gefunden, sollte jetzt nicht auch ihr Verhältnis zur Linie, zur Farbe, zum Licht zu finden, sollten nicht auch diese jetzt auf den dramatischen Ausdruck zu bringen sein? Dies hat Roller getan.

Noch für Laube war die Dekoration nur da, um das Lokal der Dichtung anzuzeigen, nicht: um es zu sein. Das soll sie erst seit Dingelstedt und den Meiningern. Diese meinen: die Phantasie des Zuschauers reicht nicht mehr aus, man muss ihr abnehmen, was sie nicht mehr leisten und das Drama doch nicht entbehren kann, durch die Deko|ration muss geschehen, was bisher durch die Phantasie geschah. Die Phantasie wird offenbar immer träger: hat ihr anfangs, bis Shakespeare, das blosses Wort, zuerst nur hörbar ausge-

20

sprochen, bald schon auch sichtbar aufgeschrieben, genügt, um sich das Schloss, den Wald aus eigenem zu schaffen, hat sie dann, um erregt zu werden, stärkere Zeichen im grelleren Alphabet gemalter Bäume oder Tore (die doch wirklich nur intensivere Buchstaben sind, Buchstaben, die sich wieder auf ihr Urwesen besonnen haben, das vergessen worden war) verlangt, so scheint sie jetzt ganz zu versagen: sie glaubt nur noch, was sie greifen kann. Also: Panorama. Aber da begibt es sich, dass sie, tot geglaubt, sich plötzlich sehr unangenehm lebendig zeigt: denn nun, aus Misstrauen so von aller Mitarbeit am Drama völlig ausgesetzt, müßig geworden, unbeteiligt, beginnt sie jetzt sich gegen das Drama zu wenden, für welches sie nichts mehr zu tun hat; ihre Kraft, frei geworden, zieht den Zuschauer ab, er wird zerstreut und während man eben noch klagte, sie sei zu schwach, muss man jetzt wieder sorgen, sie zu bändigen und zu beschwichtigen. Für das Drama nicht mehr wirksam, droht sie es gegen das Drama zu werden, und so muss man sie jetzt, um sie unschädlich abzufinden, neben dem Drama beschäftigen. Das hat schon Dingelstedt erkannt, als er die Dekoration makartisch nahm und in ihr nicht nur, als vollkommenes Panorama, das Lokal der Handlung, sondern in diesem noch mehr gab, mehr als die dramatische Handlung enthält, nämlich einen Zuschuss für die Phantasie, an welchem sie sich sättigen mag. Hat diese früher, vor dem Panorama, durch das Wort oder jene Zeichen erregt, sich das dramatische Lokal auszumalen gehabt, so wird sie jetzt, seit das Panorama mehr als den dramatischen Inhalt bringt, dadurch erregt, sich eben dieses Mehr des Malers, woran gemessen ja der Dichter nur inkomplett wirkt, auszudichten. Ihre Kraft, die sonst störrisch würde, ist dann wieder versorgt, aber freilich um den Preis, den Sinn des Dramas zu vernichten, dessen Wesen es doch allein ist: alle geistigen und sinnlichen Kräfte versammelter Menschen in eine einzige Leidenschaft zu werfen, die den Zwist der Triebe, der das gemeine Leid des Tages ist, in einem Moment der höchsten Seligkeit austilgt. Dort aber begibt es sich jetzt, dass sozusagen dem Geiste und dem Gefühle ein ganz anderes Stück als der Phantasie vorgespielt wird, jenen nämlich das des Dichters, dieser eines, zu dem der Maler sie reizt. Neu wirkt das natürlich,

weil die Phantasie dankbar ist, dass sie überhaupt wieder mittun darf. Deshalb loben die Leute jetzt den Tell im Burgtheater so. Sie versichern, sich darin viel weniger zu langweilen, seit die Maler Leffler und Goltz die ganze Schweiz und zuletzt sogar ein Dachfeuer zeigen. Darüber freut sich die Phantasie geschäftig, nur der Text stört noch etwas.

Seit Jahren suchen nun einige Künstler eine Dekoration, die dem Wesen des Dramas gemäss wäre, fähig, die Phantasie des Zuschauers in den dramatischen Ausdruck zu leiten. Appia, der junge Fortuny, Gordon Craig, unser Olbrich, unser Roller, unser Moser, Peter Behrens und der Kreis um Reinhardt. Jeder anders, aber darin einig, dass die Dekoration nichts zu sein, sondern alles nur zu bedeuten hat, dass sie nicht nachahmen, sondern schaffen, nicht Realität, sondern Suggestion soll, dass aber, was sie schafft, dasselbe sein muss, woran der Dichter schafft, nur unserer Empfindung durch ein anderes Rohr zugebracht. Sie soll also das Wort des Dichters weder realisieren noch illustrieren, sondern denselben Wert, den es für die Stimmung hat, in Farben umgesetzt enthalten. Auf der Bühne stehen Schauspieler, reden, gebärden sich, bis der Zuschauer, indem diese Worte, die er hört, diese Bewegungen, die er sieht, in ihm Gedanken und Gefühle auslösen, in eine Spannung der Blutgefässe gerät, welche ihm als freudige oder schmerzliche Stimmung bewusst wird. Er kann aber auch, ohne diese Reden und Gebärden zu vernehmen, in dieselbe Spannung der Blutgefässe und dadurch zum Bewusstsein genau derselben beklemmenden oder erlösenden Stimmung durch blosser Tonempfindungen gebracht werden. So ist die Ouverture Leonore 3 in ihrer Wirkung das Drama selbst. (Wagner I. 197.) Sie bereitet nicht die Handlung vor, sie hilft ihr nicht nach, sie ist sie. Das heisst: ihre Klänge lassen uns dieselbe Folge von Spannungen und Lösungen | unmittelbar empfinden, die uns die Handlung des Fidelio bringt. Aber ebenso müssen uns Lichtempfindungen, wissentlich dosiert, dieselbe Folge derselben Spannungen und Lösungen bringen können. (Man vergleiche Carl Lange, Sinnesgenüsse und Kunstgenuss.) Die Dekoration hat also keineswegs das Wort des Dichters real auszuführen, sondern seinen Wert für die Stimmung des Zuschauers in ihrer mit den

Augen verkehrenden Sprache zu sagen. Wenn es also bei ihm heisst: Wald oder Schloss, nicht einen wirklichen Wald oder ein wirkliches Schloss hinzustellen, was nur die Phantasie des Zuschauers hemmen und seine Erwartung immer enttäuschen würde, sondern den sinnlichen Reiz, den emotiven Wert dieser Worte in ihre Mittel umzuschalten: in Linien und Farben umzusetzen. Darin begegnen sich alle Wünsche. So haben wir in einem Darmstädter Gespräch einst, halb im Scherz, der doch eine leidenschaftliche Sorge nicht verbergen konnte, den Hamlet mit einer Dekoration aus blossen Vorhängen zu inszenieren gedacht, sicher, dass dieses Zelt, das wir bald enger, bald weiter verschoben, bald verdunkelten, bald erleuchteten, genügen müsse, um durch diesen Wechsel der Wirkung auf das unbewusst mitschaffende Raumgefühl, durch diese Veränderung des Lichts und der Farben den Gehalt jeder Szene optisch mitzuteilen. Kolo Moser hat solches dann im Jung-Wiener Theater versucht, aber vor einem aus ganz anderen, übrigens durchaus persönlichen Motiven und aus der Wiener Rancune gegen das Talent zu turbulenten Publikum, als dass das Experiment etwas beweisen würde. Nur muss ich sagen, dass mir selbst der Gedanke später verdächtig geworden ist. Er scheint an sich unabweislich, schon weil er aus dem dramatischen Begriffe Wagners zu folgen scheint, an dem die Entwicklung nun einmal nicht mehr vorbei und über den sie nur, indem sie ihn vollendet, hinaus können wird. Wie das Wort des Dichters, das, für sich allein, nur an den Verstand dringt, vom Orchester in das Gefühl getragen wird, soll es zuletzt, durch die höchste Reaktion eben des Gefühls wieder zurückgeworfen, wie eine von der höchsten Erregung völliger Entrücktheit ausgestossene Vision, aus der verschwimmenden Talsucht einer schon in Schlaf versinkenden, aber noch | vom Tag verfolgten inneren Dämmerung 23 zur leuchtenden Gewissheit des Traumes verklärt, sich dem verzückten Auge als ein sichtbares Echo zeigen. Unanfechtbar deduziert. Nur haben wir dabei vergessen: die Dekoration steht ja schon da, wenn die Szene beginnt, während der Zuschauer doch eben durch den Verlauf der Szene erst, eben an der dramatischen Begebenheit erst, die zunächst nur seinen Verstand trifft und über diesen erst an das Gefühl dringt, nach und nach der Stimmung fähig wird,

die er in unserer Dekoration sogleich schon erblickt, lange bevor er noch innerlich so weit ist, sie zu spüren. Und das Orchester? wird man fragen. Gilt denn da nicht dasselbe? Nein, weil zwischen dem armen, einzelnen, fremden Menschen, als welcher der Schauspieler zunächst auf uns wirkt, und jener vollen, vom besonderen gereinigten, unser ewiges inneres Eigentum verkündenden Stimmung einer idealischen Dekoration die Verbindung fehlt, welche zwischen dem Sänger und dem Orchester durch die menschliche Stimme hergestellt wird, da diese zunächst, in der Region des Verstandes beginnend, durchaus real ist, nämlich der freudige oder schmerzliche Laut eines einzelnen besonderen Menschen, aber die Kraft hat, indem dieser in unseren Sinnen zum reinen Klange wird, sich aus ihm sogleich ins Allgemeine, in die Freude, in den Schmerz an sich, die auch unsere sind, zu verwandeln und uns so fähig für das Orchester zu machen, wenn es jetzt anhebt, uns diesen besonderen fremden Fall als unsere eigene Sache vorzutragen. Solange diese Verbindung, welche zwischen dem Sänger und dem Orchester durch die menschliche Stimme geschieht, zwischen dem zunächst durchaus real wirkenden Schauspieler, den der Zuschauer erblickt, und unserer durchaus ideal wirkenden Dekoration fehlt, für welche der Zuschauer eben durch den dramatischen Prozess erst bereit wird, ist alles vergeudet. (Womit eigentlich das ganze Buch von Appia erledigt ist.) Diese Verbindung stellt Roller her. Im *Fidelio* noch sicherer als schon damals im *Tristan*. Und deshalb darf ich sagen: die Frage der Dekoration ist jetzt für uns gelöst.

24 Diese Verbindung stellt Roller durch einen Einfall her, der sich eigentlich von selbst zu verstehen scheint. Wie | alle genialen Einfälle; man braucht sie nur zu haben. Er macht nämlich einfach unsere ideale Dekoration, aber so, dass sie zuerst auf den Zuschauer durchaus real wirkt und ihm erst, wenn er durch den dramatischen Verlauf so weit ist, dass er jetzt den fremden Fall schon für seine eigene Sache zu nehmen beginnt, ihren sinnlichen Reiz, ihren emotiven Wert enthüllt. Eine Dekoration, die sich mit dem Zuschauer verwandelt, während in ihm die dramatische Verwandlung geschieht, in der er aus einem Zusehenden zum Mitfühlenden wird. Zuerst ist dies das Schiff des *Tristan* und ist dies *Florestans* Kerker.

Solange nämlich ich noch der Herr im Parkett bin, der erfährt, dass ein Ritter seinem Herrn eine Frau bringt oder dass ein Weib den geliebten Mann befreien will. Aber wenn jene nun den Trank der Mutter nehmen, wenn Leonore sich „dem inneren Trieb“ verlobt, wenn ich jetzt, für mein Gefühl in jenen Tristan, diesen Florestan verzaubert, nicht mehr irgend ein Fremder, sondern derselbe bin, dem dies geschieht, in welcher Magie doch allein alles dramatische Wesen besteht, dann weiss ich plötzlich gar nicht mehr, dass dies ein Schiff, dies ein Kerker ist, sondern mir sind es jetzt Farben, so den Tönen gleich, die ich vernehme, als ob ich plötzlich Töne sehend geworden wäre.

Der Gedanke der idealen Dekoration beruht auf der Erfahrung, dass Farben und Linien für uns nicht bloss Zeichen der Wirklichkeit sind, durch welche wir an diese erinnert werden können, sondern auch an sich, solcher realer Beziehung und Bedeutung enthoben, unmittelbar als sinnliche Reize wirken, die uns als Emotionen bewusst werden. Farben und Linien können uns traurig oder froh, gefasst oder zornig machen und indem der Künstler sie dosiert, kann er uns zu seiner Empfindung zwingen. Für diese Wirkung auf unser Gemüt ist es natürlich gleich, was sie sonst, auf die Wirklichkeit bezogen, etwa noch bedeuten mögen, wenn sie nur unsere Sinne und durch diese unsere Nerven so reizen, dass eine Veränderung in unseren Blutgefässen geschieht, eine Spannung oder Lösung von eben jener Art, die uns als die Stimmung, die der Künstler von uns verlangt, bewusst wird. In jenem Darmstädter Gespräch | nahmen wir Vorhänge, um sogleich im Zuschauer jede Beziehung auf die Wirklichkeit auszuschliessen, während sich Roller eben dieser Beziehung auf die Wirklichkeit wissentlich bedient, um die Idealität seines Raumes so lange zu maskieren, bis der Zuschauer durch den Verlauf der dramatischen Handlung fähig wird, ihren sinnlichen Reiz und emotiven Wert einzulassen. Ich sage dem Künstler: Male mir mein Zimmer so, dass es mich festlich oder zur Sammlung oder wehmütig stimmt, ein Zimmer der Pracht oder der inneren Einkehr oder der Erinnerung. Dann wird er Farben und Linien so zu messen und zu mischen haben, dass jene Stimmung in mir ausgelöst wird. Uebrigens mögen sie rein geometrisch oder auch als

freies Ornament geführt sein oder sie mögen sogar zu dieser sinnlichen und emotiven Bedeutung auch noch eine zweite haben, einen realistischen Nebensinn nämlich, indem sie daneben auch etwas Wirkliches darstellen. Künstler von geringer Kraft helfen sich sogar damit bisweilen aus, indem sie, wenn sie ihren Linien und Farben nicht zutrauen, uns froh oder traurig zu machen, etwas Frohes oder Trauriges darstellen, um so aus unserer nachhelfenden Erinnerung zu ergänzen, was ihre Kraft versagt. Einen sehr starken Künstler, der sich der suggestiven Macht seiner Linien oder Farben sehr sicher weiss, könnte es umgekehrt reizen, wenn er ein Zimmer der Freude auszumalen hat, mit seinen Farben und Linien der höchsten Lust etwas in der Wirklichkeit Trauriges darzustellen, gewiss, dass die sinnliche Wirkung seiner Farben und seiner Linien stärker als der logische Widerstand unserer herausgeforderten Erinnerungen sein wird. (Was freilich tief unkünstlerisch wäre, als ein blosses Spiel, um die Technik zu zeigen, während es wesentlich künstlerisch ist, dass wir sie nirgends spüren.) Immer aber wird, im Zimmer, die reale Bedeutung, um die zuerst der Verstand fragt, sogleich vom sinnlichen Reize verdrängt. Im ersten Augenblick sagt der Verstand, der alles auf seine Welt beziehen muss: Dies sind Dreiecke und Kreise oder Blumen und Bäume; aber sogleich fängt die Farbe, die Linie dann unmittelbar auf das Gefühl zu wirken an, wir fragen nichts mehr, wir wollen nichts mehr | wissen, wir spüren nur noch eine Macht, von welcher die Stimmung, die wir mitgebracht haben, aufgehoben und uns dafür eine andere eingegeben wird. Es geschieht also, dass sich, was wir sehen, unter unseren Augen zu verwandeln beginnt: aus einem logischen Reize, der unseren Verstand trifft, in einen sinnlichen, der unser Gefühl bewegt. Auf diese Verwandlung stellt Roller seine Dekoration ein, die durchaus real, als Schiff des Tristan, als Kerker des Florestan wirkt, bis der Zuschauer plötzlich, durch den Verlauf der dramatischen Begebenheit selbst in ihren Prozess gezogen, sie nun als eine wunderbar geheimnisvolle Epiphanie der Töne fühlt, bis sie unter seinen Augen aus einer realen zu einer idealen wird, bis in ihr, was auf der Bühne geschieht, was im Orchester erklingt, dasselbe Wesen, dort dem Verstande dargebracht, hier dem Gefühle zugeführt, allmählich in unsere Tiefe versenkt,

zuletzt aus dieser gleichsam als eine höchste, letzte Halluzination zurückgeworfen erscheint, wirklich einem Traume gleich, der wie ein geliebtes Antlitz, das uns aus der Verworrenheit des Tages in die klare Stille der Nacht folgt, nun erst in seiner Wahrheit, auf der sonst wie ein Nebel ist, erblicken und erkennen lässt.

Sucht man irgend ein Wort, da wir es uns nun einmal nicht abgewöhnen können, definieren zu wollen, so ist es vielleicht: Beseelung, Verseelung der Dekoration. Ein Schiff, ein Kerker, ganz real, freilich von einer Realität, die vom Zufälligen durchaus gereinigt und auf das Notwendige gebracht ist, von einer sozusagen heroischer Realität und in die nun der Geist der Töne fährt, bis sie so sein Ausdruck wird, wie, wenn der Sturm in den Wald fährt, es nicht mehr Bäume, die sich biegen, sondern jetzt ungeheure Figuren des Sturmes, seiner Wut und seiner Gier, sind. Also, wenn man ein anderes Wort will: Dekoration als Ausdruck. Oder man kann es auch noch anders sagen: Synthese der realen und der idealen Dekoration. Wie schliesslich Synthese wohl auch das Wort des Dirigenten Mahler ist: Synthese der ungebrochenen Empfindung für den Ernst der grossen Linie mit einer zuckenden Reizsamkeit für den leisesten Strahl einer schon | wieder ausflackernden Erregung. <sup>27</sup> Wie es schliesslich auch das Wort für die Isolde, die Leonore der Mildenburg ist, dieser einzigen tragischen Sängerin unserer Zeit: Synthese jener „vorletzten“ Schauspielkunst (wie Kerr gesagt hat), die durch das unmittelbar aus den Tiefen einer aufgerissenen Seele mit der Kraft des Lebens selbst strömende Gefühl auf uns wirkt, und einer neuen, künftigen, uns zuerst an der Duse und der Eysoldt bewusst gewordenen von „farbiger Tragik“, die jenes Gefühl ganz in eine einzige Gestalt, die Gestalt dann wieder in eine einzige Geste, einen einzigen Laut von solchem Fieber drängt, dass wir darin mit plötzlich erhellter Seele alle ewigen Wunder, einen Moment seliger Entrücktheit lang, aufgesprungen zu spüren glauben.

Ich sage mir oft, ich sage mir täglich: Nein, man kann in Wien nicht mehr leben, fort! Hier sind nicht zwölf Menschen, die halbwegs europäisch empfinden. Und hinter ihnen ist gleich nichts; das Chaos. Aber dann malt Klimt ein neues Bild. Dann macht Roller den Tristan oder den Fidelio neu, Mahler dirigiert, die Mildenburg

singt. Und ich sage mir dann: Ich könnte doch nirgends leben als in Wien, wirklich leben, was mir Leben ist.



## Musik

In keiner Stadt, heisst es von Wien, wird mehr Musik gemacht. Das ist unser Ruhm aus alter Zeit. Ich finde nur den Ausdruck verdächtig: Musik machen. Oder man hört auch: Musik pflegen. Oder gar: Musik treiben. Würde man sagen, Einer treibe Natur? Der im „Merchant“ spricht von einem, der Musik hat; nicht der sie macht. Musik „haben“, ja. Oder ich könnte mir, wie man wohl die Wendung gebraucht, dass Einer eine Natur sei, auch die Verbindung denken: Musik sein. Was sicherlich mancher gar nicht verstehen wird, der doch das Klavier schlägt oder Koloraturen hüpfet, weshalb er ja zu den musikalischen Menschen gehört. Es scheint also zwei Arten von Musik zu geben. Eine nämlich, welche der Ohrenlust dient, indem sie, bald auf eine feinere, bald auf eine gröbere Weise, das Gehör kitzelnd zu vergnügen weiss, wie Gewürz den schmeckenden und Duft den riechenden Sinn, den übrigen Menschen aber unbehelligt lässt. Und eine zweite, der eine merkwürdige Kraft der Entführung und Entrückung nachgesagt wird, durch welche mancher Mensch ganz aus unserer Welt und in eine andere geraten soll, wo sich solche Menschen dann erst daheim fühlen. Es wäre gut, wenn, wer von Musik spricht, immer die Vorsicht hätte, erst anzugeben, welche der beiden Arten von Musik er denn meint. Denn natürlich, wer nur an den Ohren massiert zu sein wünscht, wird erschrecken, wenn er sich nun plötzlich von der Erde gerissen und nach den Sternen enthoben fühlt, was einem Menschen doch wenigstens erst gesagt werden muss. Und wieder, wer schon, den Hals gestreckt, in Erwartung auf den Zehen steht, um zur Sonne mitzufliegen, hat keine Lust, sich bloss die Ohren anzustopfen. Und so schimpfen dann alle.

Ich meine, wenn ich von Musik spreche, jene, die die magische Macht hat, mir den täglichen Schein der Dinge zu zerreißen, so

dass aus seinen verrinnenden Täuschungen dann ein anderes Element hervorbricht, welches sie mich zwingt für meine Wahrheit zu erkennen. Sie braucht dazu gar kein Instrument. Siehe „Was Ihr wollt“ oder den „Sturm“ oder das „Wintermärchen“, welche Musik von dieser Art haben, weshalb ich mir nicht recht vorstellen kann, wie denn jemand noch Musik von der anderen Art dazu machen mag, denn sie vertragen sich schlecht.

Meine Musik hat ein Problem, das mich immer wieder einfängt. Ich möchte mir gern erklären, worin denn eigentlich ihre magische Gewalt der Erlösung und Verückung besteht, wovon sie uns erlöst, wohin sie uns entrückt. Von der Erde, sagt man, aus der wirklichen Welt weg; und: zum Himmel, in den wahren Traum empor! Mit solchen Worten, fast wie die Heiligen von den Seligkeiten ihrer Ekstasen erzählen, wird die Magie der Musik geschildert. Am schönsten von den Romantikern. E. T. A. Hoffmann ist es vor allen, der für dieses Erlöschen alles Irdischen, dieses Erblühen alles Himmlischen durch die Verzauberung in Tönen oft Worte von einer Trunkenheit hat, die schon manchmal unmittelbar an den musikalischen Zustand selbst streift. Auch Tieck bisweilen, besonders in der so wenig gekannten Erzählung von den musikalischen Leiden und Freuden (wie denn durchaus in der Romantik das Wort, durch Beethoven aufgeschreckt, einen letzten Versuch macht, mit den Tönen um die grossen Geheimnisse zu ringen; und das in der Romantik sich erkennende Unvermögen des Worts, das Unsägliche zu sagen, mit der in der Neunten ausbrechenden Begierde des Tons, Gestalt anzunehmen, um Ruhe zu finden, zusammen, diese beiden zusammen ergeben dann Wagner). Und Tieck ist gelassener als der Kapellmeister Kreisler und weiss doch eher, dass, wer spricht, nicht taumeln, sondern versuchen soll, sich klar und verständlich zu machen. Aber auch er kommt aus dunklen Andeutungen | eines geheimnisvollen inneren Glücks nicht hervor, und überall heisst es schliesslich nur wieder, wie bei Dante:

Nel ciel  
Fu'io, e vidi cose, che ridire  
Nè sa, né può qual di lassù discende.

Oder wie schon an die Korinther geschrieben steht: „Er ward entzückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.“ Wofür vorsichtiger Leute sich jetzt etwa so vernehmen lassen: dass die Musik uns eine reinere Region des Daseins bringe und sonst verschlossene Tiefen unseres Wesens, ja vielleicht eigentlich erst unser Wesen selbst, gewissermassen das Urwesen von uns aufzuriegeln die Kraft habe.

Soll ich mein eigenes Gefühl nennen, das mir Musik (jene von der magischen Art) gibt, so meldet sich auch bei mir das Wort: Himmel. Ich kann auch nur sagen: In den Himmel bin ich dann entrückt. Und so stellt sich aber die Frage ein, was denn das für ein Himmel sei und wo dieser Himmel liege.

Die Musik, heisst es, entführt uns aus der wirklichen Welt. Entführt sie uns aus der Natur? Vom Meer, aus Waldesrauschen, vom Windeswehen weg? Nein, das kann keiner damit meinen, sondern „wirklich“ heisst hier offenbar nur, worin wir gefangen leben, der gemeine Tag, der uns umgibt, mit seinen Sorgen und Nöten und bangen Drohungen und müden Hoffnungen und der öden Enge von Gesetzen und Verboten. Eigentlich also, wie sich zeigt, eine ganz künstliche Wirklichkeit. Nämlich eine, die der Mensch sich selbst erst macht. Ja, diese Wirklichkeit, in der sich das erwachende Kind ausgesetzt sieht, hat Menschenlist und Menschentrug und Menschenwahn geformt; sie ist eine Erfindung des Menschen. Wie ja dieser Mensch selbst, der heute für wirklich passiert, auch nur eine Erfindung des Menschen ist (indem die anderen so lange weggeköpft wurden, bis nur übrig blieb, was den Plänen der Mächtigen taugte). Die Teile des natürlichen Menschen, die für den menschlichen Verein unbrauchbar sind, werden verboten. Was mag aus ihnen werden? Wohin geraten sie? (Hier wäre eine Digression zu

31 Freud zu machen, der des verbotenen | Menschen aus Angst vor Strafe, vor der Schande, vor allen diesen Rachen des Vereines tief vergrabene Leidenschaften und Affekte auf ihren unterirdischen Wegen zu belauschen sucht.) Aber die Pläne des menschlichen Vereines wechseln. Und so wechselt mit ihnen Gesetz und Verbot. Es wechselt der „wirkliche“ Mensch. Bisher verbotene Teile seines Wesens dürfen dann wieder herauf. Andere, den Plänen der neuen

Zeit unbrauchbar, müssen jetzt hinab. Auch kommen Zeiten, in welchen der menschliche Verein selbst zerreißt oder doch gelockert wird und so der Kerker der gefesselten Affekte plötzlich wieder aufspringt. Und so geschieht es, dass der verbotene Mensch, niemals ganz ausgetilgt, tief in allen lauern bleibt. Jeder fühlt in sich seinen leisen Druck: unten in mir müssen noch geheime Türen sein; und in manchen wunschbewegten Stunden wird die Versuchung fast unerträglich, sie zu sprengen.

Ich meine nun, dass Musik nichts als das Gefühl dieses verdrängten Urwesens in uns ist. Wir finden uns in einen menschlichen Verein gestellt, der, unfähig, den ungeschwächten ganzen Menschen anzunehmen, ihn auf solche Teile reduziert, welche einen friedlichen Verkehr halbwegs ermöglichen. Wie viel dies den Menschen kostet, ob er nicht diesen friedlichen Verkehr zu hoch bezahlt, ob das Geschäft nicht am Ende vielleicht alle betrügt, zu diesen Fragen werden wir erst gar nicht zugelassen. Der Verein lässt uns keine Wahl. Wie er den Menschen braucht, so fingiert er ihn; und das müssen wir sein. Aber dumpf bleibt Erinnerung in uns liegen. Nenne man's: Erinnerung an das Chaos. Erinnerung an Landstreicher, Seeräuber, Menschenfresser, die wir waren. Und Erinnerung daran, dass im Menschen mehr ist, als er in der engen Form des uns jetzt erlaubten Lebens haben darf, mehr an Kraft, an Leidenschaft, an grossen und kühnen und Glück versprechenden Trieben. Erinnerung einer Vergangenheit, die vielleicht uns noch einmal zur Zukunft wird.

Gestern war ein Mädels bei mir, Susanne Morway. Kaum dreizehnjährig. Tief aus Ungarn her. Sieht aus wie eine Slovakin. Und ein rechter Trampel. Ungeschickt, verlegen, froh, dass man sie mit dem Hund spielen lässt. Aber jetzt soll sie zum Klavier. Setzt sich breit, reckt die | schweren Hände vor und holt aus, als ob sie die 32 Tasten ohrfeigen möchte. Und fängt an. Und ist weg; anders lässt es sich nicht sagen. Das slovakische Mädels weg, der Patsch weg, Ungarn weg. Und es ist ein bedächtig zugreifender, sein Schicksal wägender, in Vertrauen schreitender Mann, der Bach eher zu antworten scheint. Wie kommt der in dies Kind? Es teilt Erfahrungen aus, die es nicht hat. Es weiss, was es nicht kennt. Was es noch gar

nicht fragen kann, darauf hat es Antwort. Woher? Wer ruft aus diesem Kinde? Und wen in uns selbst ruft es an? Was in uns selbst ist es, das sich plötzlich wie beim Namen genannt hört?

Wenn der verschwiegene, der vergessene Teil des Menschen, der in den bürgerlichen Beziehungen nicht zu verwenden ist und deshalb abgeschoben wird, wenn dieser in uns aufschreit, das nennen wir Musik.

Womit sie eigentlich etwas höchst Staatsgefährliches wäre. Doch gibt es ja auch die von der anderen Art, die nur an den Ohren streichelt.



# Beethoven

## Brief an Harden

33

Sie wünschen, lieber Harden, dass ich Ihnen über den Beethoven Klingers schreiben soll. Sehr gern, weil er ja zum Schönsten gehört, was ich noch erlebt habe. Aber Sie dürfen nur nicht eine kritische Aeußerung von mir erwarten. Kritik, wie man sie jetzt in Deutschland versteht und übt, ist gegen meine ganze Natur, die für Operationen des Verstandes nicht viel hat, sondern geniessen will. Wenn ich über Künstler und ihre Werke rede oder schreibe, so ist mir Das nur ein Mittel, sie noch inniger zu empfinden, wie man oft auf hohen Bergen, um sich blickend, unwillkürlich in einen Monolog über den schönen Ausblick gerät, weil nun einmal der Mensch, was er denkt oder fühlt, selbst erst recht erfährt, wenn er es mit Worten oder doch Gebärden dankbar ausgesprochen hat. Wirkt aber ein Werk eines Künstlers auf mich nicht oder wenn es schlecht auf mich wirkt, so wende ich mich ab, ohne erst zu fragen, ob es meine oder seine Schuld ist. Selbst bei Werken für die Menge, die den Geschmack beleidigen, versöhnt es mich fast, dass sich doch viele Menschen, lachend oder weinend, über sie freuen, die Das sonst, als Barbaren in der Kunst, ganz entbehren müssten. Früher habe ich mir wohl auch durch Kritisieren manches verdorben. Jetzt meine ich, dass es nur ein einziges Verhältnis zum Künstler gibt, das fruchtbar und rein ist: die Bewunderung. Wen ich nicht bewundern und lieben kann, Der gehört offenbar nicht in meine Welt und so habe ich über ihn nichts zu sagen, weil mir das Organ für ihn fehlt. Das mag recht unberlinisch gedacht sein, aber Sie verzeihen mir schon, mich lieber an Goethe zu halten, der einmal geschrieben hat: „Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man

34 von Schriften wie von Handlungen | nicht mit einer liebevollen

Teilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, dass es der Rede gar nicht wert ist. Lust, Freude, Teilnahme an den Dingen ist das einzig Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur.“ Und ähnlich in Dichtung und Wahrheit: „Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man geniessend ohne zersplitterndes Urteil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken lässt.“

Es wird Einem nun freilich manchmal recht schwer gemacht, das „zersplitternde Urteil“ abzuwehren. Sie können sich gar nicht denken, wie es um den Beethoven zugeht. Jeder wollte da zeigen, dass er es besser verstehe. Der Ungebildete meint ja, es sei Etwas, Fehler zu finden. Bildung ist jedoch vielmehr, Fehler zu begreifen, die ja doch, in der Kunst wie in der Natur, immer nur die andere Seite von Vorzügen sind. Es gehört zum Wesen der Form, weil sie ja Begrenzung ist, dass sie, an blossen Vorstellungen gemessen, immer unwahr sein muss. Keine Eiche ist „die Eiche“. Sage ich: Beethoven, so schlägt dieses Wort tausend Vorstellungen an und der Künstler, der eine erscheinen lässt, bringt alle anderen gegen sich auf. Das geht ja auch jedem Maler so, der einen Baum malt. Es ist niemals „der Baum“ und so muss immer ein wieder anderer Maler auf ihn folgen, der endlich einmal zeigen will, wie der Baum „eigentlich“ aussieht. Dadurch ist die Kunst unsterblich.

Ich kann mir auch einen anderen Beethoven denken. Ich kann mir hundert andere denken. Und ich kann mir jeden Beethoven in hundert Momenten denken. Der junge, der alte, der Mensch, der Künstler. In allen Phasen des Schaffens: in Erwartung der Ekstase, in ihrer Verzückung, in der Ermattung. Wie hat Klinger ihn gesehen? Oder, vorsichtiger gefragt: Wie wirkt die Erscheinung, die Klinger ihm gegeben hat? Und auch Das kann ich eigentlich nicht sagen, weil ich nicht weiss, was von dieser Wirkung seiner | 35 Statue gehört und was die Werke unserer Künstler, die sie umgeben, an Wirkung etwa hinzugefügt haben. Ich bin unfähig, sie im Geiste auszulösen und abzutrennen. Ich kann sie mir ohne die Bilder Klimts

gar nicht denken. Da wäre sie mir wie ein aus einem Liede gerissener Akkord, der doch, was er für mich ist, ganz erst durch die anderen wird, die ihn vorbereiten, die ihn begleiten, die ihn vollenden, ohne die ich ihn vielleicht gar nicht oder doch ganz anders verstehen würde, auf die ich ihn, nehme ich ihn selbst heraus, unwillkürlich immer wieder beziehen muss, weil ja, was wir einmal erlebt haben, in der Erinnerung nicht mehr abgeteilt, isoliert und umgerechnet werden kann. Diese Werke unserer Künstler sind ungleich. Für sich würde manches gar nichts bedeuten, wie manche Stimme in einem Chor wirken kann, die allein ohnmächtig wäre. Aber jedes bringt seine Note hinein, die darin notwendig ist. Und der Ton, den Klimt ins Ganze gibt, wirkt auf mich so stark, dass ich eigentlich nicht sagen kann: Beethoven Klingers, von den Wienern aufgestellt; sondern so sagen muss: Das Thema vom Genius, auf seine Art von Klinger und von Klimt auf seine ausgedrückt, zusammen so gross, dass sie die anderen gewaltsam mit zu sich hinaufgerissen haben.

Das Thema vom Genius. Ueber der Türe könnte stehen: Gradus ad Parnassum; oder: Weg zur Ekstase. Ich weiss nicht, ob Sie die Christliche Mystik von Görres kennen oder vielleicht einmal die Bekenntnisse der Heiligen Theresa, die der Heiligen Angela von Foligno gelesen haben. Was in diesen wunderbaren Büchern geschildert wird: wie der Mensch, geheimnisvoll gelockt, durch die Welt abgeschreckt, dahin gelangen kann, in seligen Stunden das Tierische zu vergessen und in eine reinere Region zu schauen: Das hat Klimt hier gemalt. Erst sind es die leise und zart über uns hinausschwebenden Wünsche, es ist unsere Sehnsucht, die es fortzieht. Sie entsetzt sich, wenn sie die wirkliche Welt erblickt, die wirkliche Welt in uns selbst, unsere Begierden und Laster und dumpfen Gewalten, das riesige Tier, an das wir gekettet sind. Hier spielt es sich ab, ob ein Mensch im Gemeinen erstickt oder aber, durch Grauen und Abscheu emporgereizt, über das Tier hinausgeschwungen | wird. Die Tücke des Tierischen ist da mit einer furchtbaren Macht dargestellt, dass ich es nur etwa mit dem Tor der Hölle des Rodin vergleichen kann; man hat fast das Gefühl, es sei hier ein unabänderlicher Ausdruck des Lasters gefunden, der nicht mehr überboten werden könne; und was man daran die

geflissentlich primitive Technik genannt hat, begreift sogleich, wer sich besinnt, dass es ja eben der primitive Mensch ist, der Urmensch in jedem Menschen, vor dem die Sehnsucht erschrickt. Nun aber zeigt die dritte Wand die Erlösung durch die Ekstase, das Schweben in der Lust des reinen Anschauens, den Genuss der Gnade. Der Parnass ist erreicht, der Himmel offen, die Sonne tönt.

Wie aber, wenn ein Mensch, der einmal in einer erhabenen Stunde sich vom Körper entrückt und des Geistes gewiss gefühlt hat, nun in das verworrene Element unseres Lebens zurückgeworfen wird? Er hat die Himmlischen gehört und jetzt ist es der Lärm der Leute, er hat angeschaut und jetzt erlischt es. Muss davon nicht eine grauenvoll Spur in sein Gesicht gebrannt sein? Er hat die Verachtung des Lebens auf den Lippen: denn er weiss jetzt, dass es nur Schein ist, und ballt zornig die Faust, dass er den Schein doch erleiden muss. Für ihn ist, was wir den Ernst des Lebens nennen, nur noch ein die Pause ausfüllendes Spiel, die Pause bis zur neuen Ekstase, bis er wieder die Kraft gesammelt hat und sich wieder erheben wird. Er sitzt am Rande des Lebens da, erschöpft, um Atem zu holen, ungeduldig die Fernen suchend, in die er gleich wieder entfliegen wird, und wartet auf sein Zeichen. Aber das hinter ihm brandende Leben ängstigt ihn, dass es ihn verschlingen könnte, und in einer ungeheuren Erektion lauscht er, um nicht überfallen zu werden. Er heisst hier Beethoven. Es könnte auch der wilde Archilochos sein; oder Shakespeare mag so, als er nach Stratford heimritt, am Wege ausgeruht haben. Es ist der Genius, der schon einmal drüben war, aber zu uns zurückgestossen worden ist.

Ich weiss natürlich gar nicht, ob sich Das Klimt und Klinger so gedacht haben. Es ist auch ganz gleich. Ich habe nur andeuten wollen, welche Gedanken, welche Empfindungen mir ihr Werk gegeben hat.

## Stelzhamer

Ein so seltsamer Fall konnte sich auch nur in unserem Lande ereignen. Man denke bloss: Ein Dichter erscheint, er hat Glück, er wirkt sogleich, auf sein Volk zuerst, bald auch ins Weite; er ist mit dreissig Jahren berühmt, man sieht auf ihn, man hört ihm zu; seine Erscheinung, von einem ganz eigenen Zauber, dem sich niemand entziehen kann, hilft den Werken noch nach, er zieht überall herum, er betört alle Menschen; und die Götter geben ihm, ein langes Leben in ewiger Blüte zu geniessen; so wird er allmählich fast zu einer mythischen Gestalt, wirklich wie einem Barden gleich, der, uralt und immer jung, in seiner stillen Weisheit den Zufällen des gemeinen Lebens entrückt scheint, und als er in hohen Jahren stirbt, fühlt sein Volk, dass der Grösste weggegangen, ist; und sein Name bleibt in den Ohren der Menschen, aber sie achten sein Werk nicht mehr, sie kennen es kaum noch, und es gibt heute nicht zwölf unter uns, die wissen, was er gewesen ist: der einzige grosse epische Dichter der Deutschen nach Goethe. Wir haben also diesen Fall: dass einer so bekannt und geehrt sein kann und doch durch das Leben schreiten mit tief verhülltem Wesen, von allen Freunden und einem ganzen Volke ungeahnt.

Dies wäre gar nicht zu erklären, hätten unsere Leute nicht die Neigung, zwar mit behender Neugier jedem entgegenzukommen, aber sich sogleich, wie sie nur seine Art einmal zu kennen glauben, beruhigt von ihm abzuwenden, unfähig, irgend eine Entwicklung wirklich zu empfinden und sich einem Wesen hinzugeben. Es lockt sie nur, was einer scheint. Davon machen sie sich ein Zeichen und  
 38 | dabei muss es bleiben. Und es ist fast immer nur dieser Schein unserer Männer, ob sie nun Helden oder Künstler seien, der wirkt, nicht ihre Tat, nicht ihr Werk. Die liegen verödet da und niemand hegt sie. Wie viele sind denn unter uns, in welchen der Geist

Grillparzers, diese merkwürdig katholische Gesinnung eines dennoch weltfreudigen Pessimismus, noch lebt? Wer liest denn noch die Briefe Stifters, den reinsten Ausdruck aller österreichischen Kultur? Wer weiss denn noch von den Denkwürdigkeiten der Pichler, welche sich um die Fragen unseres Lebens, Mass und Sitte und Takt, so zärtlich sorgenvoll bemühen? Wir sind arm: unsere Väter haben umsonst gelebt, traurig beginnt jeder Enkel wieder bei sich und so muss wieder Jeder wieder dasselbe leiden, dieselben Sorgen, dieselben Zweifel, und keiner hilft dem Nächsten.

Stelzhamer ist für uns der lustige Franz von Piesenham geblieben, der er in den Vierzigerjahren den Wiener Literaten im Silbernen Kaffeehause war. Er kam damals nach Wien, seine Gedichte zu verlegen, trug im Meidlinger Theater vor und nahm durch seine Frische und beherzte Art sogleich für sich ein.

Köbi bin i allweil gwösen  
 Und gfüracht hon i ma selten;  
 I wir nuh oft d'Leviten lösen  
 So an' papieran Helden –

hat er einmal von sich gesagt, und gerade dieses „Köbige“ seiner Natur, ihr Trotz und ihr Uebermut, mochten den „papierenen Helden“ gefallen. In seiner Heimat gibt es ein Sprüchel, das heisst:

Um kein' Menschn nix schere,  
 Awa Gott muass ma ehrn  
 Was 'n Leuten recht zwida is,  
 Das thain ma gern!

Daran hat er sich immer gehalten, unbändig, offen bis zur Grobheit, rasch im Zorn und in der Liebe, mit der Freude, die der Oberösterreicher hat, am liebsten gleich die ganze Welt zu brüskieren, jäh, gewaltsam, ungeduldig, denn:

Graosse Geduld ham nur Leut, dö nach den Löbn Heilige  
 wern wölln;  
 Graosse Geduld ham nur Leut, dö vo den Löbn Oeselein  
 gwöst warn!

| und „resch von Antritt und Mäul“. Man kann sich denken, wie 39  
 das damals – 1842 – auf die verzärtelten und immer nur heimlich nörgelnden Herren jener furchtsamen Wiener Literatur gewirkt

haben muss. Sie spürten offenbar gar nicht das Eigene seines grossen und reinen Wesens heraus, die tiefe Ruhe und die starke Lust einer in sich ruhenden sicheren Natur, sondern sie fingen neugierig nur seine Alluren auf, die Landluft seines Tones, die Freiheit und Unschuld seiner bäuerischen Sitten, mit welchen er wohl, auch darin der echte Oberösterreicher, dem nichts so Spass macht, als sich vor Fremden zu verstellen, sogar noch ein bisschen kokett war. Er spielt sich gern als Zigeuner auf, als Vagant, der unbesorgt durch das Leben streift:

A Löbn volla Freudn  
Führ i af da Welt,  
Mein Zimmer is d'Leithen,  
Mei Haus dös weit Feld.

Mei Wand, meine Fensta  
San d'Staudn, grean und frisch,  
Stoan und Stöck meine Stüahl,  
Meine Knia san mein Tisch.

Mei Köchin, d'Frau Sunn,  
Deant ma treu ohne Lohn,  
Und mein Kellna, da Brunn,  
Nimmt koan Trinkgeld nöt an.

Linde Waserl, feine Graserl  
Zum Lögn findt i gnua,  
A gsunds Fell üba d'Seel,  
Mit den hüll i mi zua.

Statt'n Spannlicht brenn i Manlicht,  
Statt'n Kerzenlicht Stern,  
Bin bogieri, wan i stirib,  
Was s' mar ankendten wern?

Awer mag mi da kümmern  
Und wundali sein,  
A so Heilige zwiar i  
Göbn ja selber an Schein.

In die Ordnung bürgerlicher Bräuche oder eines Berufes, eines Amtes sich zu schicken, schien ihm unerträglich:

A Schlaghaus fürs Vögerl,  
 Für's Mauserl a Folln  
 Und für d'Rehgoass a Maschen,  
 Da Teuxel sollts holn!

Um's Fuder oans singa,  
 Das geht ma nöt ein,  
 Ah, wie kann oan denn 's Gsang  
 In da Gfangaschaft freun?

Frei bin i, frei bleib i,  
 Mag wiadawöll wern,  
 Und du, Mensch, kannst mein Singar  
 Unzahlta zuahern!

Frei glöbt und frei gstoribn,  
 Frei gsunga sein Gsang,  
 Und nöt a Weil bsorign,  
 Währt's kurz oda lang.

Währt's lang oda kurz,  
 Und geht's schlecht oda guat –  
 So a Vogel is a Vogel,  
 As liegt schan im Bluat.

Derlei mochten die Wiener Kollegen wohl nicht ohne einen leisen Neid, aber doch auch mit dem Dünkel „gelernter“ Literaten vernehmen. Er hatte den Vorzug, kein Konkurrent zu sein, und er fand die Sympathie, die man immer für den „Naturdichter“ hat. Und allmählich wurde so die Meinung fest, er sei ein lebfrischer und heiterer Geselle, mit einer glücklichen Begabung, die kleinen Stimmungen seines Landes, Freud und Leid, in anmutige leichte Lieder zu bringen. Und dabei ist es geblieben. Man merkte sich ihn als eine Art Innviertler Villon und liess es bei einer freundlichen Hochachtung bewenden, die eigentlich recht unverschämt war.

Stelzhamer kehrte heim. Sein Volk, unter dem er jetzt wieder lebte, will vom Dichter, dass er die Kraft haben soll, die paar Gefühle auszusprechen, welche das bäuerische Leben bringt: die Lust am Weibe, am Trunke, am Boden, die Empfindung für das Haus, für Eltern und Kinder, für die Heimat, die Gedanken an Geburt und Tod. Davon hat auf unserer Erde Keiner jemals mächtiger und

zärtliche gesungen. Innigere Laute hat Niemand unserer schwer und  
 41 gross dahinrauschenden oberösterreichischen | Sprache entrungen,  
 als, süß und tief, in den Gesängen vom „Müaderl“, vom „Vadern  
 seine Wünsch“ und vom „Feirabend“ tönen. Und niemals ist das  
 Gefühl unserer Rasse, die den ganzen Jammer alles Daseins spürt  
 und es dennoch froh und dankbar liebt, diese Süßigkeit unserer  
 Wehmuth, reiner ausgeklungen, als in jenem feierlich gelinden:

Olls währt nur an Eichtl,  
 Steigt af und follt ab,  
 Mit oan' Fuss nuh in Wiagerl,  
 Mit'n andern in Grab.

Awa während der Zeit  
 Hat dar 's Löbn a Schenheit,  
 Dass 's dein Seel nuh furt freut  
 In der Ewigkeit.

Und niemals ist auf die ewige Frage um den Wert alles menschlichen  
 Dichtens und Trachtens tiefer aus dem Gemüte unseres Stammes  
 geantwortet worden, als in diesem „Gsang wias sein muass“:

Dein Gsang muass so kröfti  
 Sein, stark, wiar a Schlag,  
 Denst an Lugna vosötzt,  
 Dass a's Maul halten mag;

Doh glei wieda danöbn  
 Aft so liabli und süass,  
 Zwann ma just Zugagandl  
 Af da Zunga z'gehn liass –

Und daweil sö oans freut  
 Dran, a rechtschaffens Leut,  
 Mass 's a Spitzbuamherz rügel, n,  
 Dass 's „Helf üs Gott!“ schreit.

Oan'n wöckar oan schröckar,  
 Oan'n höbn und oan'n lögn –  
 Das alls muass a Gsang  
 Mit sei'n Klang vomögn.

Und bo den's nöt so is,  
 Pack an anders Höft an;

Denn obn fragn s' di nöt – was,  
Sondern wiast as hast tan!

Wer guat ackert, guat drischt,  
Wer brav jagert und fischt,  
Wer schen schlachtelt und sticht,  
Der hat ah guat dicht't.

42

Nur Alls guat, was ma thuat,  
Nur alls recht, was ma richt't –  
Aft hast da und hast dorten  
Dein Ansehgn und Gwicht.

Niemals hat unsere alte Landesart im Hohen und im Geringen, im Strengen und im Mildten, im Kühnen und im Sanften einen reiner nachhallenden Sänger gehabt. Das spürten seine Leute und das lohnten sie ihm. Aber dass er noch mehr war, konnten sie freilich nicht spüren.

Er war mehr, als selbst seine Bewunderer zu wissen scheinen. Man hört immer nur seine Lieder rühmen. Aber dass er „D'Ahn!“ gedichtet hat, ein Werk von einer epischen Grösse und Macht, wie seit „Hermann und Dorothea“ den Deutschen keines gegeben worden ist, wird vergessen. Hier erzählt er, wie ein Mädchen einen Burschen liebt, aber mit einem anderen verlobt wird, der sie dann heimführt, gegen jenen zu behaupten weiss und allmählich doch durch seine ruhige Kraft an sich zieht. Das ist alles, aber mit welcher Wahrheit, mit welcher Majestät des Lebens steht es da! Nicht einzelne Stimmungen sind es bloss, die uns bezaubern, und es wird nicht bloss ein einzelner Fall gezeigt, sondern daran, indem er sich abspinnt, wie sich da eins aufs andere bezieht und eins ins andere greift, rollt eine ganze Welt auf und über den Menschen scheinen, wie auf alten Bildern oft zu sehen ist, höhere Wesen zu schweben, der blaue Himmel blickt herein, das grosse Schicksal lässt sich ahnen, wie ein Zeichen von allen Geheimnissen der Menschen wirkt's und bleibt doch so schlicht und gering, so voll Behagen, dass, mit einem alten Dichter zu reden, davon unser Herz ergrünt als wie auf einer Aue.

Man höre nur, wie die Verlobung der jungen Leute geschildert wird. Die Grossmutter hat mit dem Brautwerber alles ausgemacht,

der Bräutigam sitzt daneben. Dann wird erst um Raosidl geschickt. Sie kommt, grüsst die Männer, küsst der Alten die Hand und sagt:

43     ...„Ahn! bist da, und was gat's denn so gnädige?“ –  
       „Dass nöt dakimmst go z'gro,“ sogt d'Ahn! awa d'Farö<sup>1</sup>  
       defst wechseln.

Da da, schau af und schau darn wohl an, da is dein Bräugga!<sup>2</sup>

Gföllt a da wohl oda nöt, is a recht oda nöt recht, sein tuat  
 a 's! –

„Raosidl,“ soat draf da Bursch, und im Klang nach geht's  
 eahm von Herzen,

„Raosidl, recht bin i kam;<sup>3</sup> awa wern recht will i, das glaub  
 ma,

Das und aft nuh, dass D' ma Du recht bist, rechtsinni und  
 guating!<sup>4</sup>

„Gwagt,“ soat der Alt, „is's allmal, doch frisch gwagt is  
 gwung, geht's Sprüchwort;

Nachlassen muass hald an iads, aft is der Handel glei gschlos-  
 sen;

Du, Dein dirmische<sup>5</sup> Weis, Sepp, na und 's Roasidl woass's  
 schan –!

D'Ahnfrau und i, mir nehman's Drangeld und trinkan 'n  
 Leikaf!<sup>6</sup>

Eja, mein Olda, Du hast guat rödn, und ah z'hern is nöt  
 uguat,

Wann's oan nöt mehr angeht als Di und wiar unseroant –  
 go nix.

's Raosidl awa, schau's an! Wia daschröckt und vozoat, dö  
 arm Haut dö!

Nutzt awa nix. – D'Ahn! fasst eahm d'Händ und soat: „Jo-  
 seph, da häbt ös's!

<sup>1</sup> Farbe.

<sup>2</sup> Bräutigam.

<sup>3</sup> kaum.

<sup>4</sup> wahrlich und höchlich.

<sup>5</sup> gewaltsam.

<sup>6</sup> Brautkauf.

Liabts ös's und schätzt ös's und denkts, sie is jung und mei  
vielliabers Ahnkind.“

Bringt's awer ah nôt zwögn, da Sepp, dass a rödat, er deut't  
nur:

Ja: mit'm Kopf; und schau, go dar Ahnl, da hinten, hand  
d'Aug'n nass!

Dnetta dar Old bleibt föst und standhaft und gsprachi und  
gspoassi.

„Geht enks Mäul nuh schan af,“ soat a, „'s Brachten<sup>1</sup> und 's  
Locha volernt koans.“

„Is üns ar aso gwön, gelts Ahnl,“ lacht a, „awa nôt blibn  
halt!“ –

„Is schan vo lauta Läng nimma wah,“ soat d'AhnL, „wann's  
a gwön war,

Hau, und – ,wuinade<sup>2</sup> Bräut wern Weiba voll Freud,‘ hat's  
dort ghoassen.

Mörk da das, Raosidl,“ soat s', „und glaub's föst, dass 's bo  
di wah wird!

Awa für iazt is guat und gnua, i han nôt gern go z'len<sup>3</sup>

Oder man höre die Schilderung des Aufruhrs unter den Gästen  
bei der Hochzeit, als die Braut plötzlich verschwindet:

Wo is dö Braut!? – Von olln Seiten schoisst's zsamm und:  
Wo is 's und wos gat's da? –

Hin is s' und wo?! – Koan gschlossene Tür is in zwo, drei  
Minuten,

Dö nôt schon eingrennt war, in ganzen Haus is nôt oane –  
Ueba d'Stiag geht's pumps, pumps, wann ma Krautstoan  
wutzlat und fassa,<sup>4</sup>

<sup>1</sup> plaudern.

<sup>2</sup> weinende.

<sup>3</sup> weich.

<sup>4</sup> als ob man grosse Steine und Fässer wälzen würde.

- 44      Han<sup>1</sup> awa nix wos Leut, denn ols is af oanmal in Aufruhr,  
Mäuler und Füass und Fäust, olls rührt sö wiirt sö und  
          werkt rund;
- D'Zöchbuam schrein oanch<sup>2</sup> den oan'n, az wia's Vieh, wanst  
          as duringanand joast;
- D'Menscha toan Giller und Schroa, az wia d'Katzen, döst  
          gach af'n Schwoaf tretst;
- D'Spielleut hupfen af d'Benk, dass'n Geignan nix gschiacht  
          und eahn' Gigel;<sup>3</sup>
- D'Weiba glangan dös Tail ums Bschoad und dös Tail habn  
          ön' Mann föst –
- „Wann nar'n Bschoad nix fahlt,“ moant dö oan, wögn an  
          Mann und wögn seina
- Hat's koan Gfahr; doh dö oan denkt: „Hi Bschoad, nur i und  
          ma' Mann da!“
- D'Kellnerin schwitzt wia a Weps, dö Köchina burren wia  
          Hummeln;
- Wilda was Herndlkäfa<sup>4</sup> wern d'Knecht, und dö Dirna wia  
          Hurnauss –
- Zwannat mit an' Brand in an' Amoasshaffen stachst, so is's  
          anz'schaun.

Wie es heisst, ganz Frankreich stehe im Balzac so dürfen wir sagen, dass in der „Ahn!“ unser ganzes Vaterland ist. Welcher andere deutsche Stamm kann sich eines so hohen Zeugnisses seiner Weise rühmen? Aber bei uns – wer kennt es?

<sup>1</sup> sind.

<sup>2</sup> einer.

<sup>3</sup> Beine.

<sup>4</sup> Hirschkäfer.



## Der Unbekannte

Wer in unserer Stadt weiss noch von Villers? Ein paar Freunde mögen im stillen Erinnerungen hegen. Und vielleicht entsinnt sich mancher, den Namen einmal gehört zu haben, als einer wunderlichen, spasshaften, in der Gesellschaft bekannten Figur. Sonst weiss man nichts mehr; ich habe herumgefragt. Seine Briefe, von den Freunden ediert („Briefe eines Unbekannten“, bei Gerold 1881; ein zweiter Band 1887), verstauben beim Verleger, niemand kennt sie. So schnell sind hier die Menschen verklungen. Und dieser war nicht nur eine merkwürdige Gestalt dieser Zeit von gestern, sondern er könnte doch auch uns noch ein Beispiel sein, auch unserem anders wollenden, anders bekümmerten Geschlecht von heute noch, ein ermannendes und ermutigendes Beispiel.

Alexander v. Villers, aus einer alten lothringischen Familie, 1812 in Moskau geboren, in Dresden und Leipzig erzogen, dann sächsischer Diplomat, als welcher er nach Wien kommt. Sein Beruf sagt ihm wenig zu. Er ist froh, als er ihn endlich hinter sich hat. Er empfiehlt sich 1872 von den politischen Geschäften, behält nur noch das Amt eines Verwaltungsrates beim „Anker“ und zieht aufs Land, in sein Wiesenhaus, Neulengbach Nummer 21. Und hier fängt er nun, acht Jahre vor seinem Tode, zu leben an. Hier erst, mit sechzig Jahren, kommt er das erstemal dazu. Hier findet er jetzt seinen Beruf. Denn er gehörte zu jenen, die nichts wirklich können als leben. Dieses Talent hatte er, wovon man freilich nicht leben kann. Diese höchste Kunst allein ist ja noch kein Geschäft geworden.

Er hat einen kleinen Garten, Gemüse, Blumen und Bäume,  
 46 Hunde, Pferde, Kälber, Schweine, Vögel und einen | Gärtner, mit dem er sich ärgert, und die alte Cilli, die seit fünfundzwanzig Jahren sein Haus hält; und ein paar Freunde draussen in der

Ferne, welchen er schreibt, die Gräfin Nako, den Grafen Rudolf Hoyos, einen Herrn v. Markovics und Alexander v. Warsberg, den jonischen Wanderer; und eine Menge Bücher, in welchen er liest, Schopenhauer und Häckel, aber auch, weil der Mensch nicht immer ernsteln kann, die dümmsten Romane, und endlich das geliebte Klavier, an dem er sitzt, lauschend und ihm leise, was er in sich tönen spürt, mit andächtigen Fingern entlockend. So lässt er Sommer und Winter kommen und gehen, und immer ist's ihm wieder neu und alles hängt von Wundern voll; und er staunt und kann es nicht müde werden und ist froh. „Jetzt will ich mich anziehen und unten im Schnee herumsteigen, schon zum zweitenmal heute und nicht zum letztenmal. Dann esse ich und abends habe ich grosse Gesellschaft: Signor Fortepiano, Baron Tintenfass, Gräfin Schreibfeder und Komtesse Billetdoux und meine Gesellschaftsdame Fräulein Vergissmeinnicht . . . Ich habe mir einen Schlitten bauen lassen, einen Bauernschlitten für die Hausarbeit. Wird kein Dünger geführt oder Brennholz oder Bretter oder Brot oder Getreide und Stroh, so werfe ich einen persischen Teppich hinein und mich selbst darauf, Pegasus hat einen Schellenkranz am Haupte und trabt Trochäen.“ Und ein anderesmal wieder, als der Winter fort ist: „Der Flieder blüht, Kastanienbäume tragen Allongeperücken, die Wiesen warten nur auf Regen, die Luft trinkt sich wie eine Tasse Tee, alle Bäche sind geschwollen.“ Sieht man ihn da nicht förmlich in der Wiese stehen und die Arme recken und sich vorbeugen, um das Wehen überall zu riechen? „Freiheit, Wald, Wiese, Robinson Crusoë, Schwalben, Kühe, Hühner, Enten, Milch, hinaufgeknüpfte Hosen, alter Rock, Clavigosche Luft, Menschenloswerdung, Stille und Fülle.“ Es wird ihm dann manchmal ganz fromm, dass er sich fast ein bisschen fürchtet und darüber einen Spass machen muss: „Mässig leben von Feldfrüchten, ein freier Mensch sein, ohne Heucheln und Betteln und Schmarotzen, voll ausatmen, in einer Holzhütte leben, in einer verwetterten Kutsche fahren, wenn das einzige Ross nicht gerade Dünger aufs | Feld zu führen hat, solch bescheidenes Dasein ist heute Luxus. Wohlfeil ist lackierte Stiefel tragen und Glacéhandschuhe, sich an Teetischen herumtreiben, bei anderen an Tischen sitzen und Trüffelsaucen von den Tellern

aufschlecken; wer nicht leben will wie eine Laus auf dem Kopf eines Edelmannes, der muss nach dem Luxus trachten, ein Bauer sein zu können.“ Und dann besinnt er sich plötzlich und denkt nach der Stadt zurück und muss lachen, aber ingrimmig und höhnisch. „Was die Stadt war, wie schlimm und tötend sie ist, weiss ich erst, seit ich so still und ganz einsam auf dem Lande lebe.“

So still und ganz einsam auf dem Lande. Und doch: welche Fülle von Ereignissen, jeden neuen Tag! Und während in der Stadt die Stunde mit Lärm über uns stürzt, abends aber von aller Hast nichts übrig ist, welche Folge, hier, in allem Geschehen, das sich überall verknüpft, um uns immer zuletzt sanft ins Ewige zu geleiten! Ein Kalb wird geboren, ein Schwein wird ausgezahlt, sein Hund Schwips stirbt – und in aller Heldengeschichte ist zuletzt auch nicht mehr Grösse, Kraft und Güte. „Heute wurde auch in meinem Stalle ein Kaiblein geboren und die arme Kuh ist rührend anzusehen. Was in einem Stalle unter Tieren geschieht, das ahnen Menschen nicht in Palästen . . . Schweine sind Geschöpfe, die man täglich mehr achten und lieben lernt. Sie sind die treuesten Kameraden. Es wurden ihnen die Zähne gebrochen, damit sie nicht so tief wühlen sollten, und während das eine operiert wurde, lief das andere trostlos herum, wollte dem Freunde helfen und zerrte die Kathi am Kittel. Dabei vergingen seinem Schweife alle fröhlichen Korkziehergedanken . . . Schwips war der erste im Haus, kam ganz klein und alle waren ihm gut, und so ist es auch kaum Uebertreibung, wenn ich sage, es ist ein guter Geist aus dem Hause geschieden. Aus mir hat er sich nicht viel gemacht, so war er sicherlich kein Schmarotzer; aber den Fuchs liebte er über alles und wich nie von ihm. Diese Anhänglichkeit hatte etwas von Bewunderung und war gewiss ein idealer Zug. Wer Freude sehen will, konnte sie sehen, wenn Schwips mitlief, wie er immer nach dem Pferd umblickte und mit schrecklichem Eifer |  
48 durch die Felder rannte. So viel Freude und Eifer ist nun weniger in der Welt, auch so viel Freundschaft und so viel gute Regungen von Menschen zu einem einzigen Tier. Und das soll kein Verlust sein? Und diese Freude, dieser Eifer, diese Zuneigung ist unter namenlosen Schmerzen, lautlos, nur mit einigen Seufzern aus der

Welt gegangen. Da soll man nicht traurig werden und nur immer sagen: Armer Schwips, armer Schwips!“

Man findet das vielleicht ein bisschen sentimental. Auf mich wirkt es aber nicht als jene mir sehr verhasste Rührung des sonn-täglichen Städters, der vor der ungewohnten Natur weinerlich wird. Ich höre hier was anderes heraus. Ich höre den Zorn und die Scham eines Menschen, der so lange sein Leben versäumt hat: Wie habe ich mich foppen lassen! Das ist es, diese Wut bricht immer wieder durch. Aus der Ferleiten schreibt er einmal von den Holzknechten: „Sie tun schwere Arbeit im Gebirge und wissen, dass es bei einem Bündel Heu, bei einem Scheit Holz um ihr Leben geht. Hat einer im Staatsdienste eine Stunde länger im Bureau gearbeitet, möchte er kanonisiert werden.“ Hier ist es deutlich: Kaum empfindet er die Ruhe, die geschlossene Kraft dieser Leute, so muss er gleich an die zappelnde Gier in den Aemtern denken. Es wird ihm zum Weinen, aber nicht vor der Natur, sondern weil er immer vergleichen, immer wieder zurückdenken muss, an den Wahn der künstlichen Menschen, mit welchen er sich so viele Jahre vergeudet hat. Er kommt ans Meer und sieht die Medusen, gleich fallen ihm die Komtessen ein. „Eines aber gibt es in der Natur, das sollten die Komtessen ausrotten, es ist um sie geschehen bei dem, der je eine Meduse sah . . . Das Wogen violetter Wolken unter einer Glocke von reinstem Kristall, dazu das Schleifen und Schlingen anmutigster Linien der Arme und alles das zierliche Bewegungen in der anderen schaukelnden Bewegung der Wellen auf- und niedertauchend und selbst zerrissen noch fortwogend in ungestörter Schönheit, ohne ein schmerzliches Zucken, ohne unwilliges Zurückziehen, als gäbe es keinen Tod.“ Hier ist es wieder: „War ich dumm, mit Komtessen zu schwärmen, während es Medusen gibt!“ Oder man höre | diesen Brief an die Gräfin Nako: „So will ich ihr noch eine schöne Geschichte erzählen von einem Tiere, das Janthine heisst und in Florida lebt. Sind das schöne Namen: Janthine in Florida? Es gibt Menschen, die heissen Käsmeier und wohnen in Stockerau oder in Jüterbogk, und das ist bloss eine Schnecke. Aber was für eine! Die Kololobus, die überall herumkommt, in der ganzen Welt, sagt, die schöne Janthine gliche einer schwimmenden Schnecke. Sie schwimmt im Meere, hat zwei

lange Fühlfäden, die stehen vorne wie Hörner heraus; der Leib besteht aus einer fleischigen Scheibe und ist mit einer schraubenförmigen Muschel bedeckt; letztere ist glasig, durchsichtig und hat eine schöne violette Farbe. Auch das noch. Das Tier schwimmt auf der Oberfläche, vermöge einer Luftblase, welche an seinem Körper hängt. Diese Blase ist so schwer, dass Janthine sie nicht fortschleppen kann, und die Meerschnecke würde deshalb eine Beute ihrer Feinde werden – wie kann ein violetter Schneck Feinde haben? – könnte sie nicht, sobald ein Feind naht, eine violette Flüssigkeit absondern, welche einen durchdringenden Geruch verbreitet. Während sie so in einer violetten Wolke geborgen ist und nicht angenehm duftet, beisst sie die Fäden durch, woran ihr die Schwimmblase hängt, und kann nun tief ins Wasser fallen. Ueber Nacht baut sie sich wieder unten eine andere Blase und wie an einem Luftballon schwebt sie wieder hinauf. Sind die Tiere gescheit und was sie alles machen können! Wenn der Villé eine violette Flüssigkeit hätte, wie würde er absondern! So aber hat er nichts Absonderliches.“ Es ist immer wieder dasselbe: Aus der reinsten Empfindung der Natur fällt er in den Spass, durch den man ein Leid hört, das er niemals verwinden kann, das Leid am künstlichen Leben.

Dafür ist auch sein Stil merkwürdig. Er hegt die Sprache sehr und hat des Franzosen Ehrfurcht vor ihren verborgenen Gesetzen. Manchmal, in der Eile, wenn er nicht Zeit hat, witzig zu werden, dringt ihm, ohne dass er es will und weiss, das gross gelassene Deutsch unserer Meister zu. Immer aber stört es gleich wieder ein Spass. Es lässt ihn nicht, er muss immer Gesichter schneiden. Es  
50 | ist ein Stil, der Grimassen macht. Etwa, wenn er einmal wieder in die Stadt kommt, die Wolter sieht und wütend wird: „In Paris lebte ein ziemlich unbedeutender Mann, der sich Cunin-Gridaine nannte. Monteron sagte von ihm: „Quand déjà on s'appelle Cunin, pourquoi encore s'appeller Gridaine?“ So geht es mir mit der Wolter; wenn man sie schon als Waise von Lowood gesehen hat, warum noch als Messalina? Das Schreien dieser deutschen Schauspieler ist etwas ganz Entsetzliches. Sie schreien Laster und brüllen Tugend, heulen Liebe und schmettern Langeweile. Ein angeblicher Realismus

kommt dazu. Realismus auf der Bühne ist der Versuch eines Malers, Bilder zu malen, in welchen die gemalten Personen das Sacktuch aus der Tasche ziehen, sich schneuzen und es wieder einstecken, oder, wär's ein Reiter, dass er absäße und sich geheimnisvoll in einen Winkel des geschnitzten Rahmens zurückzöge. Die Bühne bedeutet, sie ist nicht. Lessing würde heute andere dramaturgische Blätter schreiben. Er hat viel Unheil gestiftet. Im Dialog Ereignisse und Empfindungen in hohe Gedanken umsetzen, und diese, unter der Form einer edlen Sprache, wohltonend auszudrücken, erscheint mir der Kunst würdiger, als Leidenschaften herumzappeln zu lassen, an denen Dichter, Darsteller, Zuhörer gleich unschuldig sind. Der Dichter tut nur so, als kenne er sie, der Schauspieler stellt sich so, als ob er sie empfände, und das Publikum glaubt, es glaube daran. Die ganze Sache ist eine Maskerade; dazu sind wir zu ernsthaft, für alles andere zu frivol, und eine gut herumgeschlenkerte Wade ist eigentlich heute das, worauf man schreiben kann: in hoc signo vinces. Denn die Wade ist der Realismus, der die Phantasie entzündet – quod erat demonstrandum.“ Hier blitzt es aus einer ganz tiefen Einsicht ins Wesen der Bühne, ja vielleicht aller Kunst auf, aber den Donner macht immer wieder ein schnöder Witz dazu. Es ist, als ob er sich seiner Gedanken schämen und sie gleich durch Kapriolen entschuldigen möchte. Ein bisschen hat das ja jene ganze Zeit gern. Heine klingt nach, Nestroy wirkt ein. Dann aber war es bei Villers wohl auch noch, um sich zu schützen. Anpassung an seine Welt. Wie will sich ein kluger Mann mit Augen zu sehen und Ohren | zu hören 51 und Empfindung für das Wirkliche dort anders behaupten, unter solchen ganz künstlichen, sich im Leeren drehenden, entwirklichten Schatten, wo man der Graf, der Gesandte, der Minister ist, niemals ein Mensch? Hier verzeiht man die Wahrheit nur, wenn sie lachen macht, und eine Meinung nur, die es nicht ernst meint. Weshalb der Höfling, der Staatsmann, der Mann von Welt so klug ist, wenn er sich schon einmal seine Gedanken entfahren lässt, es mit der Miene eines Clowns zu tun. (Hier könnte ich ein Kapitel einsetzen woher es kommt, dass sich unser Wesen am liebsten immer in Komikern verrät, von Abraham a Santa Clara bis zum Girardi.) Das ist nun

dem Villers geblieben, auch als er es dann gar nicht mehr nötig hatte, weil er frei geworden war.

Wenn man diese Briefe zu lesen beginnt, sagt man sich zuerst: Wie witzig! Sie knattern von guten Einfällen und lieben Bosheiten. Einmal heisst es: „Wir haben lauter ethische Grundsätze aufgestellt, die aber ein jeder vom anderen ausgeübt sehen möchte. Wer besitzt, will, dass nicht gestohlen werde; der Despotische hält auf Gehorsam, der Wohlhabende preist die Arbeit, Spitzbuben schwärmen für Ehrgefühl und sind höchst empfindlich in dem Punkte; Kriege brachen aus von dem patriotischen Geschrei derer, die zu Hause blieben, und die Eiteln finden die Fähigen nie bescheiden genug.“ Ein anderesmal: „Wenn ich wieder auf die Welt komme, nur nicht als ehrlicher Mann. Auch mit dem besten Willen bleibt man doch nur ein rechtschaffener Stümper, während es so leicht ist, ein grosser Schuft zu sein.“ Plötzlich spricht er als Jurist: „Wir leiden an einer speziellen Art des Verfolgungswahnsinns, das ist die Administrationswut, und ich getraue mich aus dem Gesetze nachzuweisen, dass die Regierung verpflichtet ist, sich selbst einzusperren.“ Dann wieder lässt er sich als Sprachlehrer vernehmen, indem er so das logische und das grammatische Subjekt erklärt: „Haben Sie nun einmal zum Beispiel ahnungslos gefügt: Als ich noch ein unbemittelter Beamter war, konnte ich mir nur einen Dienstboten halten – so müssen sie grammatisch konsequent fortfahren: Dieser wurde schwanger von einer Schildwache, mit welcher  
 52 er | ein Verhältnis angeknüpft hatte. Er wurde entbunden, und sie weigerte sich, ihre Vaterschaft anzuerkennen.“ So geht es fort und immer sagt man: Wie witzig! Aber dann erzählt er einmal, wie er nun als alter Mann wieder Latein lernt: „Es macht mir wirklich, obgleich ich keine Familie habe, viel Vergnügen, zu erfahren, dass man o mi Fili und o mea Filia zu sagen pflegt, wenn man in der Lage ist, sich für solche Vokative passende Zuhörer zu verschaffen. Auch habe ich, um sie meinem hartgesottenen Gedächtnis einzuprägen, sämtliche den Akkusativ regierende Präpositionen unter dem Klang der österreichischen Volkshymne ebenso wirkungsvoll vereinigt wie diejenigen, welche den Ablativ vorziehen, dies mit Hilfe der Marseillaise erreichten; die Amphibien sub, super, subter

und in schliessen den Reigen mit dem Derwischtanz aus Beethovens „Ruinen von Athen“ und liefern so ein rauschendes Finale zu dieser Präpositionssymphonie, die ich Ihnen auf wiederholtes Verlangen in musikalischer Bearbeitung zum Gebrauche von Töchterschulen schicken kann.“ Und: Wie witzig! will man wieder sagen, wird aber nachdenklich, weil man hier doch leise schon merkt, dass dies ein Witz von besonderer Art ist, ein Witz, der seine melancholischen Stunden hat, ein Witz mit einem tiefen Keller voll Einsamkeit und Zorn und Tränen. Und ist man nun darauf einmal achtsam, so lernt man bald überall spüren, was dieser starke Mensch sechzig Jahre lang gelitten haben muss, bis er dann als alter Mann zu leben begann, wirklich zu leben. Und man blickt auf und wird still und erkennt sich. Der hat das vor vierzig Jahren auch schon gewusst! Da steht es: „Malen ist eine Kunst, dichten auch, und gar Musik; die grösste Kunst aber ist leben. Am eigenen Leben zum Künstler werden, ist allein wert, Zahnschmerzen zu dulden und Geld zu entbehren.“ Der hat es auch schon gewusst!

Seiner Zeit war er ein Sonderling. Uns jetzt, die, fort aus dem Schein, zum Leben wollen, könnte er ein Beispiel sein, ein ermutigendes und ermannendes Beispiel. Aber er ist vergessen, er bleibt der Unbekannte.

Nun nur noch eine Frage. Wo sind die Antworten auf diese Briefe? Wer hat sie? Vor allem: Wo sind die | Briefe von Warsberg 53 an ihn? Nämlich Warsberg, das ist auch wieder einer von den österreichischen Fällen. Dieser vom Dilettanten zum Aestheten schwankende Dichter, der „zu Pferde, zu Wagen, wandernd und schiffend schrieb“, Prophet von Stimmungen und Neigungen, die sich der Snob jetzt aus England, von Ruskin und Walter Pater kommen lässt, ein Oesterreicher mit der absurden Verwegenheit, ein Europäer zu sein, damals schon – wer kennt ihn, wer unter uns hegt ihn noch, was bleibt von ihm? Seine Schriften sind nicht einmal gesammelt, niemand hat noch sein Leben erzählt, seine Briefe vermodern, sein Gedächtnis ist zu.

## Erinnerungen an Hugo Wolf

Im Sommer 1883 lernte ich Hugo Wolf am Traunsee kennen. Ich war damals mit den Meinen entzweit, weil ich nach einer gar zu schwärmerischen Rede auf dem Wagner-Kommers von der Wiener Universität relegiert worden war, was meinen guten Vater so verdross, dass er mich gar nicht mehr sehen wollte, sondern an den Steinkogel, der damals noch ein recht einsames Wirtshaus im Walde war, in die Verbannung verwies, damit ich dort, wie er mir schrieb, von meinen wirren Gedanken genesen und in der Stille allmählich wieder zu mir kommen sollte. Er ahnte nicht, dass einer meiner Bundesbrüder drüben in Rinbach, also kaum eine Stunde von mir, bei seinem Schwager war, der dort auf der Höhe ein freundlich über den See hin blickendes Häuschen besass. Die Verbannung war also nicht gar so fürchterlich, da ich täglich in aller Frühe schon zu den Freunden hinüberlief, bei welchen ich oft bis tief in die Nacht hinein blieb, segelnd, schwimmend, zechend, mit den reizenden Kindern spielend oder mich mit meinem Kameraden über die mir damals so notwendige und dringende Verbesserung der Welt beratend. Da hiess es eines Tages, Hugo Wolf komme an. Ich hatte schon von ihm gehört, da es damals eben in der musikalischen Welt zu zucken begann, während in der literarischen noch lange alles starr und dumpf blieb. Die Hoffnung auf Wolf war gross und manche ahnten schon in ihm den jungen König der neuen Kunst, als welchen ihn später Liliencron schmetternd begrüsst hat. Er kam und wir gefielen uns rasch. Die Ungebundenheit, das Trotzige und der Ungestüm  
55 seines Wesens nahmen mich sogleich für ihn ein, und | in einer frechen, nichts verschonenden und alle Welt hochmüthig verachtenden Ironie fanden wir uns bald zusammen. Wir lagen den ganzen Tag auf einer Wiese am Wasser, wälzten uns im hohen Grase und verhöhnten die Menschen. Von mir gereizt, der ich ihm behaglich,

wie man so zu sagen pflegt, das Hölzel zu werfen verstand, konnte er Stunden lang über die Götzen in der Musik und die Lieblinge in der Literatur („Liebling“ galt uns damals als der grösste Schimpf, den wir kannten, und wenn der grosse Bernhardiner sich einmal schlecht betrug, hiess es: „Verfluchter Liebling!“) förmlich rasen und in seiner Wut so schreien, dass weit draussen auf dem Wasser die Ruderer unruhig wurden und ängstlich nach uns herübersahen. Mir machte es Spass, wenn er so grinste und knirschte, sein Gesicht zu sehen, das sich dann seltsam verzerrte, bis es völlig dem einer bösen Ziege glich, während es in ruhigen Momenten, von seinem klugen, gütigen, seelenvollen Auge beherrscht, eine wunderbare Milde und Anmut besass.

Er hatte immer irgend ein Buch bei sich. Aus sich selbst, schien es, konnte er in keine Stimmung geraten; sie musste ihm immer erst angeschlagen werden. Meistens war es die Penthesilea. Er schwärmte für sie, seine Hände zitterten, wenn er nur ein paar Verse daraus las, sein Auge leuchtete und wie im Anblick einer höheren und helleren Region, deren Tore plötzlich vor ihm aufgesprungen wären, schien er wie verklärt, er schnappte nach Luft, sprang davon, um es abzuschütteln, und im Gebüsch hörte ich ihn vor Freude stöhnen und wiehern. Oft brachte er aber auch ein Buch mit, um daran seinen Zorn zu entladen. Er musste immer einen Autor haben, den er hasste; als einen Blitzableiter seiner bösen Laune. Manchmal sassen wir auf der Terrasse beisammen, er trieb sich draussen herum. Plötzlich vernahmen wir sein schrilles Kichern und Kreischen. Wir kannten das Zeichen schon: er hatte wieder einen schlechten Vers entdeckt. Und jetzt stürzte er herein, die Haare wirr, krebsrot vor Erregung, knirschend und sich krümmend, atemlos um sich schlagend, das Buch hoch geschwungen, und es ging los: „Hihihi! Du Schuft! Du vermaledeiter Schuft! Hihihi! Warum bist du nicht Haus|knecht geworden? Oder Kellner? Oder Hofrat? Nein, dichten <sup>56</sup> muss der Schuft! Also, bitte! Bitte zu hören! Warte nur, mein Bübchen! O du verfluchter Galgenvogel!“ Und er begann zu lesen. Nun hatte er, wenn er ergrimmt war, einen so höllisch infamen Ausdruck von Tücke und Hohn in der Stimme, dass es überhaupt kein Gedicht gibt, welches vertragen würde, so vorgelesen zu werden.

Wir wanden und schüttelten uns und schrien. Plötzlich brach er ab, klappte zu, sagte kurz: „Schade um die Zeit!“ und im nächsten Augenblick konnte er gelassen ein ernstes Gespräch beginnen oder ruhig, nett, zutraulich wie ein Kind eine heitere Geschichte harmlos erzählen. So kam es vor, dass er in einer kurzen Stunde oft über alle Akzente der Menschheit, vom derbsten Spasse durch die reinste Stimmung stiller Hingebung oder Andacht bis ins Dämonische sprang. Dieses, das in Natur und Geist absurd waltende Ungeheure, dem unablässig nachzuspüren, nachzuahnen Goethe nicht ablassen konnte, ist mir, wie viele Menschen ich auch berührt habe, im Leben nur zweimal begegnet: an Wolf und an Kainz.

Unglaublich war es, wie er unter jedem Geräusch, unter jedem Lärm litt. Ein krähender Hahn, ein bellender Hund, eine zirpende Grille gar, und er fing vor Entsetzen, vor Wut zu zittern an. Dann musste er wohl selbst über sich lachen, aber es half nichts, er konnte sich nicht beherrschen. Diese Reizbarkeit hat ihm die dümmsten Streiche gespielt. Als er in Salzburg Kapellmeister war, sass er einmal in schönster Laune daheim, als unten auf dem Platze ein müssiger Kutscher zum Zeitvertreib mit der Peitsche zu knallen begann. Wie selbst ins Gesicht getroffen, schrie er da vor Schmerz auf, öffnete das Fenster und brüllte herab, der solle sofort aufhören. Der Kutscher hörte ihn erst gar nicht gleich, als er aber aufmerksam wurde, höhnte er nur, und seine Kollegen, welchen das krächzende Gespenst am Fenster im dritten Stocke wunderbar erscheinen mochte, fingen nun auch noch mit ihren Peitschen lustig zu knallen an. Ausser sich, verliess Wolf das Fenster, riss rasch ein Buch vom Pulte und rannte, wie er war, nur in Hemd, Hose und Pantoffeln, auf die | Strasse hinab, die Fiaker schrecklich beschimpfend, die ihn im Kreise lachend umgaben, indem sie fortfuhren, lustig zu knallen. Er hatte aber in seinem Zorn eine solche Macht des Ausdruckes, dass es ihm doch gelang, die schweren Burschen zu bändigen und verstummen zu machen. Als dies geschehen war, kletterte er auf den Bock einer Kutsche, zog sein Buch heraus und las ihnen nun aus dem zweiten Bande der Parerga das dreissigste Kapitel: „Ueber Lärm und Geräusch“ vor, bis zu der Stelle: „Fuhrknechte, Sackträger, Eckensteher u. dergl. sind die Lasttiere der menschlichen

Gesellschaft; sie sollen durchaus human, mit Gerechtigkeit, Billigkeit, Nachsicht und Vorsorge behandelt werden: aber ihnen darf nicht gestattet sein, durch mutwilligen Lärm den höheren Bestrebungen des Menschengeschlechtes hinderlich zu werden. Ich möchte wissen, wie viel grosse und schöne Gedanken diese Peitschen schon aus der Welt geknallt haben. Hätte ich zu befehlen, so sollte in den Köpfen der Fuhrknechte ein unzerreissbarer nexus idearum zwischen Peitschenklatschen und Prügelkriegen erzeugt werden.“ Als er aber so weit war, kroch er seelenvergnügt wieder herab, beschenkte die Kutscher und kehrte heim.

Im Jahre 1884 sahen wir uns wieder. Es war im März. Ich hatte wieder nicht gut getan, und in schlimmer Verwirrung, die durch meinen Trotz nicht besser wurde, kam ich nach Wien. Ein Freund nahm mich bei sich auf, und da traf ich als Gast den gleichfalls vazierenden Wolf an. Die Wohnung war im Trattnerhofe, hinten, oben im dritten Stocke, und hatte drei Zimmer, deren letztes sich Wolf durch ein Klavier und einen Teppich etwas angeheimelt hatte, während ich das mittlere nahm und der selbstlose Freund sich mit der ersten engen Stube begnügte. Auf jenen Teppich war Wolf sehr stolz. „Ihr gemeinen, nackten Bodenplebejer!“ pflegte er uns zu nennen. Es ging ihm übrigens recht schlecht, er musste, um nur irgend leben zu können, Lektionen geben, die bei ungebildeten reichen Leuten abzufronen ihm entsetzlich war. Der Freund und ich lebten sehr studentisch, trieben uns auf Messuren und in Kneipen herum und kamen meistens erst heim, wenn es graute. Hatten wir endlich mit dem Schlüssel in das Schloss | gefunden und drangen 58 in unsere Behausung torkelnd ein, dann raschelte es, und während wir Kleider und Stiefel um die Erde warfen, erschien Wolf, in einem langen, langen Hemde, eine flackernde Kerze und irgend ein Buch in der Hand, sehr bleich und in dem grauen, ungewissen Lichte seltsam anzusehen. Er kicherte und meckerte und höhnte unsere schweren Köpfe aus. Dann aber setzte er sich gern zu mir ans Bett und begann vorzulesen, meistens wieder aus der Penthesilea, oft aber auch aus Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, dessen Paradoxe er mit einem unendlichen Behagen förmlich schlürfte, ja sozusagen erst langsam auf der Zunge zergehen liess und manchmal

mit einem leisen Lachen begleitete, das fast dem Pfeifen einer Schlange glich. Ich habe nie wieder so vorlesen hören. Er hatte ein Gefühl für jede leise Biegung des Gedankens, jeden Nebenton des Wortes, jede heimlichste Nuance, wie man es nur manchmal bei Franzosen findet, bei Fanatikern Verlaines oder Baudelaires; und seine merkwürdigen weissen, zuckenden Hände spielten so mit, dass sie sich für unsere schon einduselnden Sinne in unheimliche Zungen seiner Worte zu verwandeln schienen. Plötzlich aber lachte er schrill auf, hüpfte noch, sich schüttelnd, ein paarmal durch das Zimmer und war dann in sein Verliess verschwunden, wo wir ihn noch lange kichern, vor sich hin reden oder auch einmal leise über die Tasten gleiten hörten.

Eines Morgens läutete es draussen. Wir schliefen alle drei noch. Das war nun immer ein schwerer Fall. Jeder behauptete, der andere hätte aufzuschliessen. Zuerst suchten wir den Läutenden abzusprechen und rührten uns nicht. Als es nichts half, fingen wir heftig zu streiten an. Endlich entschloss sich der gutmütige Freund, stand fluchend auf, kleidete sich an und liess einen grossen, sehr feierlichen Lakai ein. Ob Herr Wolf hier wohne? Er habe eine Bestellung von der Frau Gräfin. Der Freund führte den Bedienten in mein Zimmer, dieser klopfte bei Wolf, der in der Tür erschien, und reichte ihm die Karte hin. Wolf nahm sie, zog sich zurück und schlug die Türe zu. Eben wollte der Lakai sich wieder entfernen, als mit ungeheurem Tumult Wolf in mein Zimmer brach, die Karte schwingend | und schreiend: „Warten Sie! Es ist eine Antwort. Hihi! 59 ... O du zuckersüßes Rabenaas! Du Bestie! Erlauchte Bestie! No warte! ... Auf, auf! Aus den Betten, Plebejer! Ich will euch eine Geschichte erzählen, hihi! Bestie, Bestie! Aber warte, du verdammte Dissonanz! Dich wollen wir auflösen, hihi! Hoho, wie wir dich auflösen wollen! Warte nur! ... Auf, auf! Aus den Betten, Vagabunden! Ihr sollt was hören!“ Dabei sprang er von einem zum anderen Bett, riss uns die Polster weg und raste und tobte und fluchte, bis wir allmählich doch erfuhren, was geschehen war. Die Frau Gräfin, der Wolf Unterricht auf dem Klavier gab, hatte heute keine Zeit und darum rasch mit Bleistift auf eine Visitenkarte geschrieben, sie bitte ihn, sich heute nicht hinzubemühen. Wolf behauptete nun,

dass, wenn ein Mensch an einen anderen Menschen schreibt, er die verfluchte Pflicht habe, dies mit Tinte und in einem Kuvert zu tun; und er forderte uns auf, ein Tribunal zu bilden, welches ein „Promemoria“ an die erlauchte Bestie „behufs Verbesserung ihrer missratenen Erziehung“ verfassen sollte. Wir liessen uns das nicht zweimal sagen, und während wir uns ankleideten, schleppte Wolf plötzlich Wein und Zigarren und Bonbons und was er nur in der Eile bei uns finden mochte, für den Lakai herbei, um diesen zu trösten, dass er bei einem solchen Untier dienen müsse. „Unglücklicher, armer, treuer Mann!“ rief er ein um das andere Mal und streichelte ihm die Wange. Inzwischen richteten wir den Tisch und einen grossen Bogen Papier her und fingen zu schreiben an, einer den anderen immer noch durch einen tolleren Einfall überbietend. Der Gräfin wurde erst der Gebrauch der Tinte erklärt, der Ankauf eines Knigge dringend empfohlen, endlich aber unter wilden Verwünschungen und Drohungen mit der Rache des Volkes angeraten, das Studium der Musik, als der Kunst des Taktes, aufzugeben und sich lieber nach einem Anstandslehrer umzusehen. Als wir fertig waren, stand Wolf auf, las es noch einmal durch, lachte vergnügt, zerriss das Papier, warf es hin und bedeutete dem Lakai kurz, fortzugehen, der Gräfin aber zu sagen, er breche seine Stunden ab und wünsche nichts mehr von ihr zu hören, weil er mit Leuten | nicht verkehre, 60 denen unbekannt, welche Ehrfurcht dem Künstler die gemeinen Menschen schuldig sind.

Er hatte einen wunderbaren, durch hässliche Erfahrungen noch gereizten Stolz. Er wusste ganz genau, wer er war, selbst als es kaum noch ein paar Freunde glauben wollten. Es erbitterte ihn furchtbar, nichts zu gelten, aber er wäre lieber verhungert, als sich zu beugen und seinem Beethovenschen Trotz zu entsagen – dies alles hat er später in das erste seiner Michelangelo-Lieder gelegt. Damals mochte es freilich manchen befremden, und zuweilen traf es wohl auch einen, der gar nicht böse, sondern nur dumm gewesen war. So hörte damals eine ganz brave Frau von seiner Not, erbarmte sich und wollte etwas für ihn tun. Da es aber doch nicht zu viel kosten sollte, beschloss sie, ihn recht oft abends einzuladen, wo er dann mitessen könnte. Er merkte aber bald, dass es diesen Leuten

nicht um seine Gesellschaft zu tun war, sondern dass man ihn bloss abfüttern wollte, und blieb aus. Die gute Frau gab jedoch nicht nach, lief ihm die Tür ein, und einmal musste er endlich versprechen, wirklich zu kommen, da an diesem Abend dort ein fremder Sänger seine Lieder vortragen sollte. Er ging auch in der Tat abends hin, hörte den Sänger geduldig an und war mit allen sehr nett. Als man sich dann aber zu Tische gesetzt hatte und das Mädchen ihm servieren wollte, sagte er gelassen: „Ich dank schön, ich hab mir mein eigenes Nachtmahl mitgebracht. Das ist mir lieber!“ Und er zog ein Papier heraus, aus welchem er einen Schinken wickelte, den er mit dem grössten Behagen verzehrte. Er wollte kein Almosen.

Später habe ich Wolf nur noch selten im alten Griensteidl gesehen, wo er gern rückwärts an einem Tischchen im Fenster allein sass. Einmal setzte ich mich zu ihm, und wir plauschten; er klagte sehr über die Niedertracht seiner Feinde, die Torheit seiner albernen Bewunderer und den dumpfen Widerstand der stupiden Menge, über das ewige Schicksal des Künstlers, gar eines österreichischen, und da begab es sich, als ich ihn so, bald enttäuscht und verstimmt, bald doch wieder leidenschaftlich und trotzig, reden hörte, dass  
61 ich plötzlich zu ihm sagte: „Ja, das ist einmal nicht anders, | mein lieber Herr Kapellmeister Kreisler!“ Er sah auf, lachte, dachte nach und schien es zufrieden zu sein.

Ich habe seitdem oft daran gedacht und es ist mir fast unheimlich, wie sehr er Zug um Zug jener geheimnisvoll ergreifenden Figur glich. Er hatte diese „verdammte Sorte von Humor, die einem den Atem versetzt“ . . . mit dem „Todessprung von einem Extrem zum anderen, das einem die Brust zerschneidet“; jenen „schalkisch scheidenden Humor, von dem mancher sich oft verwundet fühlt und der doch aus dem treuesten, herrlichsten Gemüte kommt“. Er hatte dieselbe „höhnende Verachtung aller konventionellen Verhältnisse, den Trotz gegen alle üblichen Formen, die Auflehnung gegen alles, was durch die ‚richtige‘ Ansicht des wirklichen Lebens bedingt und als unsere Zufriedenheit begründend anerkannt wird“. Und klingt es nicht wie das Motiv seines Lebens, wenn die Prinzessin, indem sie nun erst Kreisler ganz zu verstehen glaubt, ausruft: „Nur in

dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf!“ (Man vergleiche nur etwa in seinen Briefen an Kauffmann<sup>1</sup>, in welchen sich die Macht, der Reichtum, die Anmut, aber auch das Drohende und Dunkle seiner Natur mit einem unvergleichlichen Zauber aussprechen, die tiefe Wehmut, die völlige Verzweiflung der bösen Stunden, der unproduktiven Zeiten, wenn er, „als ein Abgetakelter, den Liedern eines gewissen Hugo Wolf nur noch ein rein historisches Interesse entgegenbringt“ (Brief 17) und selbst auf diesen „wundervollen Frühling mit seinem geheimnisvollen Leben und Weben“ schmäht, „diesen seit Wochen andauernden, ewig blauen Himmel, dieses kontinuierliche Keimen und Sprossen in der Natur, diese schmeichelnden Lüfte, geschwängert von Frühlingssonne und Blütenduft ... dieses verwirrende Drängen nach Leben, Gebären, Gestalten“, an dem er doch nicht teilnehmen darf, als höchstens wie ein „neid- und gramverzehrter Zuschauer“, weil in ihm „alles wie | erstorben ... und es still und öde in ihm geworden ist wie auf einem beschneiten Leichenfelde“ (Brief 35) – man vergleiche, wie er aus solcher tödlicher Erstarrung plötzlich in die höchste Lebensfreude springt: „Ich freue mich unsäglich auf den heurigen Frühling. Fängt’s doch auch schon in mir zu blühen und zu jubilieren an, wenn auch einstweilen noch im Keime. Aber alles drängt mächtig nach aussen und verlangt nach Bildung und Gestaltung“. (Brief 58); oder, da er in seinem gesegneten Perchtoldsdorf in vier Wochen die ersten zwei Akte des „Corregidor“ vollendet hat (Brief 59): „Seit 1. April bin ich in Perchtoldsdorf, wo seinerzeit die Mörikeschen Lieder und das spanische Liederbuch geboren wurden. In dieser kurzen Spanne Zeit ist es mir gelungen, das Unglaubliche zu vollbringen. Freuen Sie sich mit mir. Ich arbeite aber auch wie ein Rasender von 6 Uhr früh ab bis zur eintretenden Dämmerung ununterbrochen in einem Zug. Stellen Sie sich meine Glückseligkeit vor!“) Ist es nicht seltsam, dass der Sänger unserer tiefsten Heimlichkeiten so fast wie ein Revenant der alten romantischen Zeit wirkt? Darüber habe

<sup>1</sup> Bei S. Fischer, Berlin, wo auch von den vom Hugo Wolf Verein in Wien herausgegebenen höchst bemerkenswerten „Gesammelten Aufsätzen über Hugo Wolf“ jetzt schon die dritte Folge erschienen ist.

ich oft nachgedacht; und oft hätte ich auf den Markt hinaustreten mögen, um die Leute abzukanzeln, wie es dort der brave Zauberer Abraham der albernem Rätin tut: „Was, was habt ihr alle gegen diesen Johannes, was hat er euch Böses getan, dass ihr ihm keine Freistatt, kein Plätzchen auf dieser Erde gönnt? Wisst ihr's nicht? Nun, so will ich es euch sagen. Seht, der Kreisler trägt nicht eure Farben, er versteht nicht eure Redensarten, der Stuhl, den ihr ihm hinstellt, damit er Platz nehme unter euch, ist ihm zu klein, zu enge; ihr könnt ihn gar nicht für euresgleichen achten, und das ärgert euch. Er will die Ewigkeit der Verträge, die ihr über die Gestaltung des Lebens geschlossen, nicht anerkennen, ja, er meint, dass ein arger Wahn, von dem ihr befangen, euch gar nicht das eigentliche Leben erschauen lasse, und dass die Feierlichkeit, mit der ihr über ein Reich zu herrschen glaubt, das euch unerforschlich, sich gar spasshaft ausnehme, und das alles nennt ihr Verbitterung. Vor allen Dingen liebt er jenen Scherz, der sich aus der tieferen

63 Anschauung des menschlichen Seins erzeugt und der | die schönste Gabe der Natur zu nennen, die sie aus der reinsten Quelle ihres Wesens schöpft. Aber ihr seid vornehme, ernste Leute und wollet nicht scherzen. Der Geist der wahren Liebe wohnt in ihm, doch vermag dieser ein Herz zu erwärmen, das auf ewig zu Tode erstarrt ist, ja, in dem niemals der Funke war, den jener Geist zur Flamme aufhaucht? Ihr möget den Kreisler nicht, weil euch das Gefühl des Uebergewichtes, das ihr ihm einzuräumen gezwungen, unbehaglich ist, weil ihr ihn, der Verkehr treibt mit höheren Dingen, als die gerade in euren engen Kreis passen, fürchtet.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die Stellen sind Seite 49, Seite 79, Seite 122, Seite 151 und Seite 153 der schönen neuen Ausgabe, welche eben im Inselverlage (Leipzig) erschienen ist: „Das Kreisler-Buch, Texte, Kompositionen und Bilder von E. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans v. Müller.“



# Burckhard

Anlässlich seines Buches „Quer durch das Leben“

64

Wien 1908

Burckhard ist in Oesterreich heute berühmt und verkannt.

Es geht übrigens uns allen so. Man hat es nicht schwer, sich einen Namen zu machen. Aber dabei bleibt's. Der Name wird gemerkt, allenfalls noch ein paar Zeichen dazu, der Hut, den man trägt, die Locke, der Bart, vielleicht auch ein Abenteuer, in das man verirrt, ein Spass, dem man verfallen war. Und genug: Man ist erledigt. Ruhm ist auch hier wieder nur ein Mittel, einen Menschen abzutun. Du bist berühmt, also jetzt gib aber auch schon einmal Ruh'! Und man lässt den Berühmten stehen, mit dem angenehmen Gefühl: unsere Pflicht ist getan, jetzt brauchen wir uns doch nicht mehr zu kümmern. Das ist das System: erst totschweigen, dann totlügen, zuletzt totschatzen. Da liegt einer am Ende in seinem Ruhm, wie in einem Sarg. Und schreit und schlägt, aber niemand kann ihn hören, nichts dringt von ihm mehr durch. Der schwarze Deckel des Ruhms ist zu schwer. Und feierlich tropfen die grossen schwarzen Kerzen um ihn. Und es ist wieder einer tot.

Ich habe gar nichts davon, wenn mich Tausende nennen. Zehn, die mich kennen, wie ich bin und was mein Wesen will, gelten mir mehr. Und alle gebe ich für einen einzigen hin, auf den ich wirken, dem ich helfen, den ich formen kann. Alle Kunst, alle Wissenschaft, der Anreiz zur Tat, zum Opfer, zu Behauptung und Entsagung, der Sinn aller Schaffenden und Leidenden besteht doch darin allein, dass jeder von sich ein Zeichen geben will, wie er ist und was aus ihm eben diesen ganz einzigen und einmaligen Menschen | macht, welches nun von der Menschheit aufbewahrt und an ihr verewigt werde. Wie aber einer ist und was ihn zu diesem ganz einzigen

und einmaligen Menschen macht, das ist ein in unablässigen Ent-  
hüllungen unablässig von neuem wieder verborgenes Geheimnis  
unablässiger Verwandlungen. Wer nach einer greift, behält eine  
leere Maske zurück, das Geheimnis selbst aber ist ihm schon wieder  
entschlüpft: nur im ewigen Auf und Ab, Hin und Her, Aus und Ein,  
im Werden und Walten und Wachsen, im Flirren und Flocken und  
Fluten aller, aller Verwandlungen, welche den Menschen verweben,  
ist sein Geheimnis. Was ein bisschen mystisch klingen mag, aber  
ja doch nur heissen soll, dass kein Moment einen Menschen ganz  
enthält, dass jeder Mensch ein unerschöpfliches Wunder ist, welches  
mit jedem Tage neu geschieht, und dass wir es einem Menschen,  
den wir kennen wollen, schuldig sind, mit beklommener Andacht  
zu lauschen, wie er immer wieder wird.

Burckhard erschien und griff zu. Und man vernahm sogleich: Der  
will; und der weiss, was er will; und der wagt, was er will, so wird er  
es können. Das war hier neu. Er ging in keine Gattung, mit ihm fing  
eine an. Eine andere Mischung, die man noch nicht gewohnt war.  
Bedächtig unbesonnen, massvoll verwegen, verbindlich rücksichtslos.  
Die ernstesten Männer hatten alle bei uns ein so strenges Gesicht:  
dieser lachte. Die Künstler hielten sich unirdisch fern: dieser radelte  
und tarockierte. Ueberzeugung kündigt sich feierlich an: dieser war  
in kurzen Lederhosen überzeugt. Er war neu. Deshalb klatschte  
man in die Hände und liess ihn sich gefallen. Es ist jetzt bald  
zwanzig Jahre her. Und noch immer klatscht man in die Hände  
und lässt sich ihn gefallen. Was will er mehr? Genügt's ihm nicht,  
so als eine Statue des Willens, gespannter Kraft und einer ruchlosen  
Zuversicht in unserer Stadt zu stehen? Was will er noch?

Er war ein gefeierter Jurist und fing eben auch als Direktor zu  
gelten an, als man erschreckt erfuhr, er schreibe nun auch. Einen  
Roman, ein Stück, noch ein Stück, Schlag auf Schlag, von 1897 auf  
1898. Man erholte sich, man sagte: Er schreibt auch, nun ja! Der  
Roman, die Stücke | gefielen. Dies war nicht zu leugnen. Nun ja. <sup>66</sup>  
Dann aber schien er plötzlich den Betrieb einzustellen; er lieferte  
nichts mehr. Aha. Wer wirklich ein Autor ist, ist jeden Herbst  
bereit. „Wir haben es gleich gewusst.“ Bis auf einmal, 1905, wieder  
ein Stück, 1906 ein zweiter Roman und noch ein Stück erschien.

Erfolg um Erfolg. Und der Schluss ist, dass es jetzt über ihn heisst: „Der Burckhard ist ein grosser Jurist und ein famoser Mensch, der übrigens auch schreibt.“ Uebrigens auch; dies vergisst man nicht einzufügen. Wie ich einmal in einer seiner Premieren eine Dame heftig klatschen und sich begeistern sah, die dann, immer noch klatschend, im selben Atem sagte, mit einem lieben Zug von richterlicher Entschiedenheit um das hochmütig kurze Kinn: Natürlich ist er kein Dichter! In solchen Fällen sagt man in Wien: Natürlich. Doch gibt es auch solche, die gröber sind.

Vergleicht man das, was Burckhard jetzt in der Meinung der Leute ist, mit dem, was seine Werke sind, so ergibt sich: Er ist „unliterarisch“, er kann nicht „schreiben“, er ist kein „Dichter“, aber seine Werke sind ein vollkommener Ausdruck (vielleicht der stärkste, gewiss der weiteste) der jetzt in den österreichischen Deutschen ringenden Kraft. Wer uns erkennen will, wie wir hier in Oesterreich jetzt geistig sind, wie wir es wurden und was aus uns jetzt werden soll, muss es aus seinen Werken. In ihnen steht unsere ganze geistige Welt geformt, mit allen Erbitterungen, Entmutigungen, Verzweiflungen, mit allen Leiden an unserer Vergangenheit, mit unserer ganzen tollkühnen Lust zur Zukunft, die wir in uns wissen; der ganze Kreis unserer in Hoffnungen und Ermattungen und Entschliessungen sich mühenden Menschheit ist hier gezogen, in den „unliterarischen“ Werken dieses „Undichters“, der nicht „schreiben“ kann.

„Literarisch“ nennt man nämlich stets, was an den Werken der in einer Zeit geltenden Dichter dem Laien auffällig ist und ihnen abgelernt werden kann. Dichter wird einer durch die Kraft seiner sich gestaltenden Empfindung. Diese wirkt, sie schlägt, sie zwingt die Menschen. Sie ist es, die sie spüren. Aber nun möchten sie sie greifen und halten sich an ihre Zeichen. Der Blitz schlägt ein und  
 67 | macht ein Loch. Nun messen sie das Loch aus. Nun meinen sie, das Loch sei der Blitz. Und die Wissenschaft von den Löchern, von den letzten Löchern ist es, die für jede Zeit bestimmt, was eben jetzt als „literarisch“ gilt. Wie's der letzte Dichter gemacht hat, das soll es dann sein, was den Dichter macht. Bis zum nächsten nämlich, der wieder andere Zeichen bringt. Es ist übrigens in

den anderen Künsten ebenso. Wer so malt, wie man es von den letzten grossen Malern gewohnt ist, von dem heisst es, dass er malen kann. Wer für seine anderen Empfindungen andere Zeichen braucht, der „kann“ es für die Leute so lange nicht, bis die Macht seiner Empfindung wieder ihre Gewohnheiten zerbrochen haben wird. In manchen Zeiten erscheinen Künstler freilich, in welchen sich die Triebe der früheren erst zu vollenden scheinen, sozusagen grosse Sammler vieler Vergangenheiten, die alle Zeichen bewahren. In anderen Zeiten fallen Künstler zerstörend in die Kunst, Einbrecher, Räuber, die so lange geheiligten Zeichen verwüstend. Und zuweilen gibt es auch Künstler von einer so arglosen Unschuld, dass sie gar nicht einmal wissen, was in der Kunst gut und böse war. Sondern unbekümmert geben diese gelassen immer nur sich selbst, was sie haben und wie sie sind. Jeder Laie, gar der auf „Bildung“ hält, weiss von der Kunst mehr, um die Kunst mehr als sie. Jeder Laie weiss, welche Worte jetzt für abgenützt, für zurückgestellt gelten, wie man neuestens Perioden einzubiegen oder abzubrechen, umzufalten oder auszubügeln hat, wo jetzt eine leise goethisierende Wendung, ein sanft romantischer Glanz mit entlegenen Adjektiven unerlässlich ist. Burckhard weiss es gar nicht. Von allen Witzen, Kniffen, Listen, woran sich die vom Metier, welche im literarischen Betrieb geprüft sind, untereinander erkennen, weiss er nichts – „mich dünkt, der Junker ist fehl am Ort“. Und dies macht seine Kraft, dass er überhaupt das Problem gar nicht ahnt, an welchem sich andere zerstossen: der Vergangenheit treu, ohne sich untreu zu sein. Sondern er sagt: Jetzt bin ich da, ich aber bin so, vernehmt mich! Und tritt hin und beginnt. Und immer spürt man wieder, überall wieder dieses trotzig: Jetzt bin ich da, ich aber bin so! Bis man | einstimmt: Ja! Jetzt sind wir da! Und wir sind so! Und 68  
wollen so sein, wie wir sind! Wollen es wagen, wir zu sein!

Das ist seine Macht: er hat den Mut zu sich selbst. Das ist aber unser Problem: den Mut zu uns selbst zu finden. Denn daran sind wir so krank gewesen, an unserer schielenden Angst vor uns selbst. Burckhard ist einer, der die verborgene innere Schönheit unserer Menschen fühlt, die sich nirgends ins Leben traut. Und alles, was er tut und was er will und was er strebt und was er kann

und was er sagt, schreibt oder zeigt, ist immer nur ein einziger Schrei: Heraus, ins Leben heraus, zeigt euch, seid, was ihr seid, und alles wird leuchten von eurer so lange verhängten Schönheit! Hundert Jahre lang ist es der Wahn der wahrhaften Menschen in Oesterreich gewesen, abseits zu gehen und heimlich zu sein. Sich zu verkriechen, zu verschweigen, zu verhüllen. Bei sich zu Hause, im abgeschiedenen Winkel, „des Innern stillen Frieden“ hegend. Als ob dem wahrhaften Menschen das Leben verboten wäre! Als ob er sich nur verlarvt ins Leben wagen könnte, um ja nur unerkannt zu bleiben! Als ob das Leben die grosse Versuchung wäre! Dem Leben zu entfliehen, um sich rein von ihm zu erhalten, war der Väter Sinn. Wir aber haben diese Furcht nicht mehr. Das Leben zu bestehen, uns mit ihm zu messen, es aus uns zu formen, bis es völlig unser wird, indem wir völlig sein sind, in seliger Hochzeit versinkend, erstehend, ist unser Sinn. Wir wollen heraus, wollen uns zeigen, wollen wagen, was wir wert sind. Denn wir haben ein gutes Gewissen. Denn wir glauben an uns. Denn wir hoffen auf uns. Wir schämen uns unserer Art nicht mehr, wir sind ihrer froh, wir sind stolz. Wir wollen sie zeigen.

Da geht die Grenze zwischen dem alten und unserem neuen Oesterreich: dort haben die Menschen das Leben gescheut und sich geschämt, diese suchen es, um sich darin zu bekennen. Die List der Mächtigen war es, den Untertan durch ein schlechtes Gewissen klein und feig zu machen. Wir hoffen, unsere Menschen durch ein  
69 gutes Gewissen froh und kühn und frei zu machen. Erziehung | zum guten Gewissen, das ist der Inhalt dieser Zeit in Oesterreich. Und wir haben keinen, der darin fester, freudiger und frömmer wäre als Burckhard.

Sein „Gottfried Wunderlich“, der aus einem braven Buben doch zuletzt ein Mensch wird, wie wir es unserem Volke hoffen, geht aus dem Kloster ins Gebirg, da zieht er die schwarze Kutte aus und zieht die schwarze Hose aus, dann nimmt er ein frisches Hemd und nimmt eine Lederne, aber die Kutte und die geistliche Hose steckt er an eine dürre Fichte. Da hängen sie, der Wind bläst, schwarz flattert's am dürren Ast. Aber „er selber sprang jetzt lustig den Berg hinunter, dass die Steine nur so kollerten“. Und es wird

einmal, es wird einmal der Wind blasen, der Wind wird blasen und die schwarzen Kutten werden hängen. Wir aber springen dann lustig den Berg hinab, dass die Steine kollern, lustig zum wirklichen Leben.

## Josef Olbrich †

(Gestorben am 18. August 1908)

70

Als 1857 die Stadtmauern Wiens fielen, die eingesperrte Stadt sich öffnete und endlich aufatmen konnte, wurde alles von einer heftigen Baulust ergriffen, und das Behagen, sich zu strecken und zu dehnen, der Mut zu grossen Plänen, das Vertrauen auf die Zukunft waren grenzenlos. Man fing nun wieder an bessere Zeiten zu glauben an, man schämte sich der Ruhe, in welcher die Stadt so lange still gelegen war, und wie es dem Wiener eigen ist, dass er immer gleich ins Extreme springen muss, sollte nun über Nacht alles nachgeholt werden. Was andere können, vermäss man sich auch zu können, jetzt sollte die lange verhaltene Kraft sich zeigen, und der Eifer war gross, es den anderen gleich zu tun. Was man nun wörtlicher nahm, als gut war. Es geschah wieder, was schon einmal geschehen war, unter Kaiser Josef. Was sich dort in der Entwicklung des Staates begeben hatte, im Politischen, wiederholte sich nun in der Entwicklung der Stadt, in der Baukunst. Wieder dachte man, dass es geht, sich die eigene Arbeit zu ersparen, indem man einfach die fremde übernimmt, und statt aus der eigenen Art, wie sie aus der alten Zeit überliefert war, die Formen so umzubilden, dass sie dem veränderten Wesen der Zeit, den neuen Bedürfnissen gemäss würden, trug man aus allen Windrichtungen her, was nur irgendwo auf der weiten Welt für schön galt, und glaubte, es müsste es nun auch hier sein. Eine blind wütende Nachahmung aller Stile brach aus, was einer nur irgendwo Anmutiges oder Feierliches oder Prächtiges fand, wurde herbeigeschleppt und so entstand die Ringstrasse, auf welche

71 noch immer manche Wiener stolz sind und die | ja wirklich für den, der's aushält, ein höchst lustiger Markt und Ausverkauf aller erdenklichen Stilarten, die es nur jemals irgendwo gegeben hat, in den billigsten Kopien ist, einem solchen Brett mit Gipsfiguren nach

berühmten Vorbildern nicht unähnlich, wie's Italiener durch die Strassen tragen. Eigentlich war es ein absurder Gedanke, das Erwachen einer Stadt in längst entschlafenen Formen aufzubauen, aber der Wiener drängte vorwärts, und natürlich war es das Bequemste, das Neue auf die alte Art zu tun, und fremde Ausdrücke waren schnell bei der Hand, während man den eigenen erst hätte suchen müssen. Wozu noch kam, dass das Bürgertum, sobald es einmal reich geworden ist, sich sicher und behaglich zu fühlen beginnt und mit den alten Ordnungen, aus welchen es hervorgebrochen ist, sich nun allmählich aussöhnt, dass das Bürgertum dann ja stets eine Neigung hat, mit der Vergangenheit zu kokettieren und sich im Kostüm zu gefallen. Auch hatten wir unter den Baukünstlern bis in die Neunzigerjahre unserer Stadt einen einzigen Mann, der sich nicht bequeme, ein Kopist alter und fremder Moden zu sein, sondern daran festhielt, dass es immer das Wesen der Baukunst bleibt, die Menschen nach ihren Empfindungen und Bedürfnissen einzuquartieren, so dass man daran, wie einer wohnt, ablesen kann, was er zum Leben braucht, wie er das Leben nimmt und was er aus seinem Leben machen will. Dies war unser grosser Meister Otto Wagner. Doch hörte man nicht auf ihn, bis in den Neunzigerjahren eine neue Jugend erschien, die überall, im Leben, in der Kunst, in den politischen Einrichtungen, es satt bekam, sich im blossen Schein zu bewegen, mit Ungeduld nach Wirklichkeit verlangte und sich nun ungestüm das Recht nahm, sie selbst zu sein. Ihr war es denn auch unerträglich, die Arbeit unserer Zeit in griechischen Tempeln, gotischen Burgen oder welschen Palästen zu verrichten, sie wollte nicht mehr in Maskeraden wohnen, und sie vermass sich, ein Oesterreich für lebende Menschen herzustellen. In der Baukunst versammelte sie sich um Otto Wagner. Alle Triebe der kräftig vordringenden Generation, aller Abscheu vor dem Nachäffen entfremdeter Vergangenheiten, alle Wünsche nach einer auto|chthonen Kunst unserer eigenen Zeit kamen hier zusammen. Sein bester Schüler wurde Josef Olbrich, ein freudiger junger Schlesier, voll Mut und Lust, mit einem harten Nacken, der, eines ehrsamen Wachsziehers in Troppan Sohn, früh aus der Lateinschule weg durch seine Passion zum Zeichnen ins Bauhandwerk getrieben, dann an die Wiener

Akademie zu Hasenauer in die Lehre gelangt, wo der schäumende junge Mensch Jahr um Jahr gleich alle Preise und Medaillen und Auszeichnungen an sich riss, die die Schule nur zu vergeben hatte, hierauf mit einem Staatsstipendium auf eine italienische Reise bis nach Sizilien hinabgeschickt, siebenundzwanzigjährig nun 1894 von Wagner zur Mitarbeit an seiner Stadtbahn berufen wurde. Einen Besseren hat Wagner niemals gehabt. Der hohe Sinn des Meisters, sein Hass des leeren Scheins, sein heftiger Drang zur Wahrheit und der Schüler ungestüme Sehnsucht nach Zukunft, ihre Tatenlust, ihr unbegrenzter Eifer, die Kraft an den kühnsten Aufgaben zu messen, dies alles fand sich in dem glühenden und strahlenden Jüngling, der wie die Sonne aufging, zum höchsten Aufgebot vereinigt und bald zum reinsten, ja einem schlechtweg vollkommenen Ausdruck verklärt. Wie es manchmal scheint, dass die Menschheit sich jahrelang plagen muss, bis sie nach vielen Versuchen endlich erst den Menschen hervorbringt, den sie eigentlich meint, wie manchmal eine ganze Generation sich abquält, um das Wort zu sagen, das ihr auf der Zunge liegt, und wie dann endlich einer kommt, in welchem jene lange stille Arbeit der anderen mühelos und leicht geworden, ihre Qual verstummt ist und der heiss gehegte Wunsch sich nun fast spielend erfüllt, ein solcher war Olbrich, ein Versammler aller in seinem Lande zerstreuten Triebe und Kräfte der neuen Zeit, nicht einer von besonderer, sondern einer von der allgemeinen Art, der er nun nur seine Macht lieb, nicht einer, den es lockt, anders zu sein als die anderen und sich abseits zu verstecken, zu verlieren, sondern einer, der alles in sich hat, wovon die anderen jeder nur ein Teil sind, und es zusammenfasst, das Getrennte zu verbinden, Verworrenes zu ordnen, jedes an seinen Platz zu stellen  
73 weiss und vollenden kann, so dass in ihm die | ganze Stammesart sich gleichsam niederzulassen, froh das Vollbrachte zu geniessen und mit Zutrauen vorwärts zu blicken scheint.

Nun aber ergab sich eines von den Missverständnissen, die in Wien, wo man sich nicht gern die Zeit nimmt, ein Talent abzuwarten, bis es sich ausgedrückt und rund herum gezeigt hat, sondern lieber gleich auf den ersten Eindruck antwortet, nicht eben selten, freilich aber auch nicht tragischer zu nehmen sind, als es der Wie-

ner selbst tut, der ja schon weiss, dass hier der Weg zur Macht durch Spott und über Unbilden geht. Man hat hier die Gewohnheit, dem Talent Bedingungen zu stellen, vornehmlich die, dass es keine Gewohnheiten stören soll. Nun war man diese [von] überall her zusammengetragene Ringstrassenkunst einmal gewohnt, man hatte in der Schule gelernt, man habe auf sie stolz zu sein, und es ist nicht wienerisch, gern umzulernen. Als jetzt also Olbrich daran ging, 1898, das Haus der Sezession zu bauen, in Formen, welche den Bedürfnissen der Künstler und seiner Empfindung entnommen waren, nicht aber der Routine, so ging es los; und dies ist dann bei uns immer eine Gelegenheit für Leute, die, weil sie selbst nichts können, dies an anderen nicht leiden wollen und vor Neid witzig werden, woran dann der lustige Wiener, ohne den Witzigen übrigens zuzustimmen, ja sie eher im stillen verachtend, doch seine Freude hat. Da wurde Olbrich als ein Stürmer ohne Ziel, ein Neuerer ohne Sinn, der nur alles zerschlagen wolle, ja ein wahrer Einbrecher in die Kunst vor das staunende Publikum geschleift, und es begab sich am Ende, dass einer angeklagt erschien, völlig aus unserer Art zu schlagen, dessen ewiges Trachten, ja Lebensbedingung es eben war, diese äussere österreichische Art, die er überall verdrängt und an Fremdes ausgeliefert sah, wieder herzustellen und durch sein neues Werk Zeugnis von ihrer alten Kraft abzulegen. Diese Torheit verstand er nicht, es blieb ihm unfasslich, Spott zu ernten, wofür er wusste Dank zu verdienen, und bis an sein Ende ist davon eine Bitterkeit in ihm geblieben. Auch empfand er es arg, dass man ihn für vieles büssen liess, was, an ihm selbst aus einer Laune, der man wohl einmal nachgibt, einem eiligen Einfall, den man sich im Augenblick | durch die Finger schlüpfen lässt, entstanden und sicht- 74 lich auch gar nicht anders gemeint, dann bei weniger originellen und darum pedantischen Geistern im Handumdrehen zur Manier entarten musste. Niemand war darin härter gegen sich selbst, als er, der den aufquellenden Einfall wohl notierte, dann aber erst die Probe der zweiten, ja der dritten Ueberlegung unnachichtig bestehen liess und nur ein ärgerliches Lachen hatte, wenn er solche Notizen von sich dann plötzlich von den Pedanten in ein System gebracht fand. Die Menge aber kann nicht unterscheiden, was ein-

mal aus einem zu grossen Reichtum überschäumt und was der leere Kopf gereizt seiner Armut abzwängt, und als es nun in der Tat bei allen Handlangern auf eine freilich mehr lächerliche als bedenkliche Art zu sezessionisteln begann, war für die Wiener an allem „der Olbrich“ schuld. Indessen hatte man freilich im Ministerium seine Kraft und was ein solcher überall Leben aufweckender, Ehrgeiz um sich scharender, Mut und Zuversicht und Nacheiferung in die Jugend bringender Mann für die Stadt, ja für das ganze Land werden könnte, und seine Bedeutung und die Berechtigung seiner Ansprüche und die Notwendigkeit, ihn sich auswirken zu lassen, erkannt, und der treue Otto Wagner trat mit seiner schonungslosen Beredsamkeit überall für ihn ein. Aber man gab ihm den österreichischen Rat, doch Geduld zu haben, sich Zeit zu lassen und alt zu werden. So, durch Spott verletzt, durch Undank erbittert, über falsche Nachahmungen ungeduldig, im Gefühl, auch manchem Freunde schon zu gross zu werden, selbst im eigenen Kreise dem Neide verdächtig, den liebsten Genossen entwachsend und nun mit seiner Schaffensgier ins Ungewisse vertröstet, um einstweilen, während ihm eine Stadt aus sich aufzubauen im Sinne lag, ein paar Stühle für die reichen Leute zu machen, überall gehemmt, nirgends ermutigt, ganz allein, verlor er die Lust auszuharren und gab dem hessischen Grossherzog nach, der ihn 1899 nach Darmstadt rief. Im Ministerium lächelten sie damals und sagten fein: Ganz gut, er soll sich dort nur austoben, sie sollen ihn uns dort nur abrichten, dann rufen wir ihn zurück, später einmal! Er hat's nicht mehr erlebt. Er  
75 blieb uns verloren. |

In Darmstadt begann nun eine Tätigkeit, die man erst übersehen wird können, wenn einst überall alles aufgegangen sein wird, was er gesät hat. Denn wie wenn er gefühlt hätte, nicht mehr viel Zeit zu haben, gab er sich mit vollen Händen her. Anfangs schien es fast, als sollte dort auch er in das deutsche Sektenwesen gerissen werden. Darin nahm er sich wunderlich aus, der doch nichts davon jemals begreifen konnte, weil ihm das Treiben nach Personen, statt um der Sache willen, durchaus fremd und das Stillstehen im einmal Erreichten, auf das sich jede Sekte versteift, seiner innersten immer bewegten Natur unerträglich war. So entkam er bald und, mit sei-

nem guten Humor, der in höfischen Intrigen unverdorben, in allen Enttäuschungen unbefangen blieb, drang er allmählich, an allen Verlockungen hier der mächtigen Kliken, dort des Geschäftes oder raschen Ruhms vorbei, zu sich selbst durch. Sich selbst, mit allem, was er war, mit der leuchtenden Anmut, der behaglichen Freudigkeit, der dankbaren Weltlust seines immer blühenden Wesens, das so gern in lieben stillen Stimmungen sass, als es dann wieder vogelfrei sich in die blaue Luft schwang, mit seinem deutschen Ernst und der deutschen Treue zum Kleinen, die in einem Blümlein von der Flur alle Herrlichkeiten Gottes zu vernehmen weiss, mit seiner österreichischen Beweglichkeit und unserer angestammten guten Laune, die wohl auch einmal herzlich den eigenen Herrn auslacht, mit seiner Ehrfurcht vor dem Vergangenen, worin der Sinn der Väter und das Geheimnis, aus dem wir kommen, für uns aufbewahrt liegt, mit seinem Mut zum Künftigen, worin wir die Väter vollenden sollen, und mit seiner unstillbaren Sehnsucht nach einem hohen, festlich klingenden, feierlich glänzenden Dasein, wovon noch ein Strahl der durch uns vollbrachten Wunder auf der fernen Nachwelt liegen sollte, so mit allem sich darzustellen und seinen ganzen Reichtum auszubreiten gelang ihm. Und dann war ihm noch beschieden, wie er jene Stadt der Künstler auf der Mathildenhöhe gebaut hatte, auch einen Turm zu bauen. Er baute den Hochzeitsturm für seinen Fürsten, ein Geschenk der Bürgerschaft an den Grossherzog. Dies aber war ein alter Wunsch von ihm, den zu hegen, mit dem immer wieder zu spielen schon | das Kind 76 von einer seltsamen Leidenschaft wie besessen war. Einmal einen Turm zu bauen, einen hohen Turm, einen aus der Stadt ragenden Turm, von dem die Menschen unten ganz klein aussehen und man über Felder und Wiesen und Wälder hin in die weite Welt schaut; und wer aus der Ferne kommt, lange bevor er noch irgend ein Haus sieht, lange bevor er die Stadt ahnt, erblickt er den Turm. Nun war ihm noch gewährt, einen solchen Turm zu bauen, und der liebste Traum war erfüllt, in den sich so gern schon der lachende Knabe und später der schwärmende Jüngling und noch, wenn er doch einmal die ruhelose Hand feiern liess, der sinnende Mann einspann, wie wenn für ihn ein solcher Turm ein Sinnbild seiner selbst gewesen

wäre, der auch immer, hoch über dem kleinen Menschenlärm, in die weite Welt hinaus sah und den der Nachkomme dereinst, der unsere Zeit sucht, bevor er noch in ihr irres Treiben eintritt, schon von weitem erblicken wird.



# Kainz

(Zum fünfzigsten Geburtstag 2. Jänner 1908)

## I.

Als Kainz 1877, neunzehn Jahre alt, zu Förster nach Leipzig kam, war über das deutsche Theater eine mittlere Manier der Darstellung herrschend, welche die Handzeichen, sozusagen, der grossen Künstler aus der Hamburger, der Weimarer Schule und dem alten Burgtheater ausübte. Sie nahm von jenem eine Gebärde, von diesem einen Ton auf, immer das, wodurch die Leidenschaft des einen, die Würde des anderen sich besonders verkündigt hatte, zog sie dann zusammen, glich aus, bog ein und stellte so nach und nach eine Skala von Lauten und Gesten für alle Empfindungen her. Schröders empordringende Kraft, der Weimarer Neigung zu feierlicher Gelassenheit, der beweglicheren Wiener buntere Pracht und Anmut, alles war in ihr da. Nur freilich: dies alles war in ihr unpersönlich geworden. Wenn Herr Meier oder Herr Müller den Schrei des grossen Devrient bringt, kann es genau derselbe Klang sein, es klingt nur in ihm die Natur Devrients nicht mit. Der Schrei wird nicht vom Zorn des Herrn Meier ausgestossen, die grossegnende Hand wird nicht durch den Adel des Herrn Müller bewegt. Und eigentlich ist es gar nicht der Herr Meier, der schreit, nichts in ihm schreit, und der Herr Müller selbst hat weder Adel noch Segen. Man spürt das wohl auch unten im Parterre, dass der Herr Meier ganz anders schreien würde, dass hier ein Zorn schreit, den der Herr Meier gar nicht hat, dass also eigentlich etwas, was ja gar nicht da ist, gewissermassen aus der leeren Luft schreit. Eben dies galt aber damals, in der Niederung der Epigonen, für Kunst. Alle diese königlichen Gebärden, die machtvollen Töne waren gar nichts; sie sollten nur bedeuten. Wie man Siegel und

Chiffren verabredet, bei welchen, wer im Geheimnis ist, schon <sup>78</sup> weiss, was sie heissen. Das gebildete Publikum war im Geheimnis: dies bedeutete Schwung, dies hiess Entsagung. Beim Ballett ist es heute noch so: ein Unschuldiger hat keine Ahnung, was die da denn eigentlich wollen, aber der Kenner weiss es nach der Vereinbarung auszudeuten; und dies schmeichelt dem Kenner, er kommt sich so beteiligt vor und ist nun unendlich besorgt, dass nur ja die Chiffren, die Siegel behütet und genau nach der Verabredung ausgeführt werden. In solchen Zeiten gehört zum Kenner fast mehr Kunst als zum Künstler.

Nun ging der junge Kainz zum Theater. Das hiess, er sollte zur Hervorbringung jener der Vergangenheit nachgebildeten, der Erinnerung entnommenen und jetzt ein- für allemal auf allgemeine Verabredung die menschlichen Leidenschaften und Affekte bedeutenden Töne und Gebärden abgerichtet werden. Dies gelang aber nicht, weshalb er auch in Leipzig ausgelacht wurde. Es gelang nicht, weil sein Körper dazu versagte. Er hatte die körperlichen Mittel nicht, um sich jene Manier anzueignen. Sie war auf eine Art von schwerer Athletik eingestellt, der er nicht genügen konnte. Sie verlangte ein Fett von Gebärden und aus dem Bauch hallende Töne, breite, maskentragende Mienen, den herkömmlichen Edelmut stolz gezackter Nasen, eine leibliche Grösse, Wucht, Fülle, was alles diesem schlanken Pagen mit dem nervös zuckenden, jeder aufflatternden Regung nachhuschenden Gesicht, mit den ungeduldig bebenden Händen eines verwöhnten und enttäuschten Prinzen, mit dem plötzlich grell losstürzenden, aber gleich wieder ermüdet, befremdet, gelangweilt sich verhüllenden Blick unerreichbar war. Diese ganze Kunst, in welche er eintrat, bestand aus Tönen und Gesten, welche sein Körper nicht leisten konnte. Es blieb ihm nichts übrig, als sich eine neue Kunst zu schaffen. Er musste sich entschliessen, für jene hergebrachten Gesten und Töne, deren er körperlich unfähig war, andere einzusetzen, seine eigenen. Und diese dann gegen das Herkommen durchzusetzen.

Grösse besteht vielleicht immer nur in der Kraft, aus einer Not eine Tugend zu machen.

Aber nun muss man sich erinnern, auf welches Geschlecht dieser plötzlich in die Manier einbrechende Schauspieler stiess.

Das deutsche Bürgertum begann eben sich einzurichten. Der Traum von hundert Jahren war erfüllt. Ein Kaiser, ein Reich, ein Markt. Nun hiess es zugreifen. Nun galt es die Tat. Gestern noch Knecht, heute Herr. Das geht aber nicht so geschwind. Wir, die Söhne, bekamen es zu fühlen. Vor dem Kriege von Siebzig geboren, wurden wir noch in der Gesinnung von Achtundvierzig erzogen, in der Gesinnung des unterdrückten, überall gehemmt, aber seine Macht schon fühlenden, vorwärts drängenden, auf das Recht trotzenen Bürgertums. Jetzt aber, mit solcher Gesinnung ins Leben geschickt, fand dieses Geschlecht überall Fallen vor. Das Denken, in welchem es aufgewachsen war, und das Tun, zu welchem es sich jetzt aufgefordert sah, stimmten nirgends. Jene alte Gesinnung fand sich nicht in diese neue Welt. Die Klugen teilten es sich ein: Gesinnung zu Hause, draussen die lebendige Tat. Um diese Zeit war es, dass Nietzsche zum Wanderer wurde, unfähig, länger unter den Deutschen zu bleiben, aus Ekel am deutschen Leben. Um diese Zeit sank es ganz zum leeren Schein herab. Es hatte keinen Ernst mehr, es hatte keine Scham mehr, denn es war aus der Einheit des Denkens mit dem Tun gerissen. Und zu dieser zurückzufinden, wurde nun die Sehnsucht der neuen Generation. Den Glauben an sich, den Mut zu sich hatten die Väter verloren. Diesen Glauben, diesen Mut uns wiederzufinden, waren wir fanatisch erregt. Aus dem Schein fort, zur Einheit des Gedankens mit der Gewohnheit, des Wortes mit der Tat, der Meinung mit der Handlung zurück, wirklich sein! Leben, sein eigenes angestammtes Leben leben, sich nicht länger verbergen, verschämen, verleugnen. So rief es zornig in den jungen Leuten. Da wurde ihnen dieser Schauspieler zuteil.

Kainz hatte das Glück, mit seiner Art, die, unfähig, im Herkommen zu wirken, ihn zu sich selbst zwang, an ein Geschlecht zu kommen, das am Herkommen, an der mit dem neuen Leben  
80 unverträglichen Sitte, an allen diesen | entleerten Konventionen im Innersten erkrankt, nach einem Zeichen rang, in welchem es den Mut zu sich selbst, zum eigenen Leben sammeln könnte. Dieses

Zeichen war er. Er trat hin und sagte: Hier bin ich, wie ich nun eben bin! Und so fanden wir uns erlöst. Und jauchzend antworteten wir: Hier sind wir!

Es ist vielleicht der letzte Fall, dass einem Schauspieler gewährt wurde, den Inhalt einer ganzen Jugend auszudrücken.

### III.

Nun kam dann die Zeit des Naturalismus. Das tägliche Leben, die Not armer Menschen, der gemeine Jammer auf der Bühne. Keine Verse mehr, keine Kostüme mehr; nur die nächste Wahrheit von der Strasse. Es schien, dass die Leute jetzt an kein Abenteuer, keinen Glanz, nichts Grosses, Strahlendes, Fürstliches mehr glauben wollten. Aber Kainz fuhr fort, den Romeo, den Homburg, den edlen Alfons zu spielen, Prinzen, Helden, Könige. Und merkwürdig war: an diese glaubten die Leute. Ja, seine Art, fürstlich zu sein (der, wohl ohne dass er es weiss, ein Zug des Naturalismus eingepägt ist), schien in die Zweifel dieser unromantischen Zeit einzustimmen: sie hatte den Wurm im Leibe. Niemals hat sich ein deutscher Schauspieler so wahrhaft königlich, von solcher angeborenen Hoheit, in jedem Ton, in jeder Geste, in jedem Blick, von solcher eingefleischten Würde gezeigt, wie dieses braven Schulmeisters seltsames Kind; wahrscheinlich auch kein deutscher König. Aber jeder seiner Prinzen, seiner Fürsten, seiner Helden, die er spielt, hat in seinem Schicksal einen Ort, wo plötzlich ein blosser armer wimmernder Mensch aus ihm kriecht, das nackte menschliche Tier. Romeo vor dem Balkon, wie ein junger Hengst ausschlagend, Alfons, wenn er von der entstellten Leiche der Geliebten kommt, Hamlet, an das Nachtmahl des Polonius denkend, jenes, wo die Würmer jetzt den Toten verspeisen. Dann fällt der Purpur, ein Mensch wie wir sitzt da, kein anderer als der Fuhrmann Henschel oder der alte Baumert hinterm Webstuhl, so ein Jammermann, nur der Purpur liegt daneben. Und an solchen Orten, wo | der Hauch <sup>81</sup> der Menschheit seinen Fürsten, seinen Helden ins Gesicht bläst, hat er eine merkwürdig unheimliche Macht, uns diesen Zug von Verwesung recht als das Eigentliche der königlichen oder fürstlichen

oder schliesslich jeder hochragenden, sich ins Grosse vermessenden Existenz fühlen zu lassen. Man denkt an Philoktet: der höchste Held, aber von Gift angefressen. So dass uns hier das Grauen vor aller irdischen Erbärmlichkeit am Ende noch mächtiger als in den Gemälden des Elends ergreift. Am schmerzlichsten vielleicht sogar, wenn er in solchen Momenten bisweilen, worüber Pedanten sich arg erbosen, plötzlich mitten im Wirbel der tragischen Leidenschaft steckt, sie höhnisch aufzuheben scheint und nun mit seinem eigenen Spiel ein boshafte Spiel beginnt, um uns auch diese letzte Zuflucht zu zerstören, die zur Kunst. Dann treffen, einen Atemzug lang, in seinem Ton der Stolz der grossen alten Dichtung, das ungeheure Welterbarmen der Naturalisten und die vernichtende romantische Ironie so zusammen, dass uns daraus, aufblitzend, der Schein einer ganz neuen Ansicht von Menschen wird, in welcher Lust und Leid, Wahn und Wirklichkeit, Scherz und Ernst, Nacht und Tag, Tod und Geburt nur noch dasselbe sind, alles, wie der Theseus sagt, nur ein Schattenspiel.

#### IV.

Aber dies, dass er, darin Mitterwurzer ähnlich, sich niemals von seiner Darstellung selbst überwältigen lässt und der Anmassung lacht, mit welcher sich die Kunst dem Trügerischen und Vergänglichem aller Erscheinungen, als ob sie des allgemeinen Gesetzes los wäre, zu entziehen glaubt, macht manchen an ihm irre. Es heisst deshalb, was es auch von Mitterwurzer hiess: er hat kein Gefühl. Richtiger wäre zu sagen: das Gefühl hat ihn nicht. Das ist es was diese vermissen. Er verliert sich nicht ans Gefühl, taucht nicht unter, sinkt darin nicht ein, und so sind ihm freilich die dionysischen Wirkungen jener Künstler versagt, welche wir in Affekten ihr Wesen plötzlich abwerfen, ins Chaos stürzen, gleichsam vor ihre Geburt zurückkehren, dort sich verwandeln und in einer neuen

82 Gestalt | wiederkommen sehen, eben der Gestalt des Affekts. Das vermag er nicht, er kann sich nicht verlieren, oder er will es nicht; er ist, wie man wohl zu sagen pflegt, immer derselbe. Was man aber freilich nur recht verstehen muss. Er ist nicht, wie die Gegner

es meinen, immer nur Herr Kainz. Und es ist nicht Herr Kainz, der, unbeweglich, einem Zuschauer gleich, neben der Leidenschaft seines Rustan, seines Carlos steht. Er sondert den Rustan vom Carlos, den Romeo vom Hamlet und alle vom Kainz ab: er gestaltet. Aber diese Gestalten haben das, dass sie in sich stehen bleiben. Sie sind es, welchen es versagt ist, sich aufzugeben, welche sich bewahren, welche ihrer eigenen Leidenschaft zusehen: sein Romeo ist es, der der Leidenschaft des Romeo zusieht, nicht Herr Kainz, und sein Romeo ist es, dem dann plötzlich, mitten in der Leidenschaft, aufzudämmern scheint, dass dies alles, dass doch alles Menschliche nur ein vorüberschwebendes Spiel ist. Wodurch sich schliesslich nur verrät, wie stark in Kainz sein stockösterreichisches und grundkatholisches Wesen geblieben ist.

## V.

Technisch ist Kainz der Lehrer unserer ganzen Zeit geworden. Nicht bloss für Schauspieler. Für alle Sprecher. Ich bin oft verblüfft, wie sehr Anwälte, Agitatoren, alle Redner überall kainzeln. Auch solche, die ihn gar nie gehört haben. Wer jetzt öffentlich zu reden hat, sich scheut, pastoral oder komödiantisch zu wirken und sich doch über dem Vulgären halten will, spricht wie Kainz. An den jungen Schauspielern ist es schon, mit sinnlos losschwirrenden, sich im eigenen Echo wiegenden, plötzlich abstürzenden Arien, eine nicht mehr erträgliche Manier geworden. Aber auch wer ihn durchaus nicht nachahmen will und eher Angst vor seiner Art der Rede, ja vielleicht ein gewisses Misstrauen gegen sie hat, kann sich schwer vor ihr sichern. Es ist heute kaum möglich, einen Stil des Vortrages zu finden, der nicht einigermassen kainzisch wäre. Seine persönliche Art, den Laut an den Lippen zu bilden, mit der Zunge gleichsam abzuschliessen, dem entfliegenden aber dann einen mitschwingenden Atem nachzuschicken, der zu|gleich schon <sup>83</sup> den nächsten Laut wieder anzukündigen hat, ist allmählich zur allgemeinen Technik geworden, die jedem gehört. Wir können gar nicht mehr anders, einer nimmt es jetzt vom andern ab, an Kainz wird gar nicht mehr gedacht; wie man doch auch gehen lernt, ohne

viel zu fragen, wer es denn eigentlich erfunden haben mag. Es traf sich nämlich, dass seine persönliche Art zu sprechen, ihm schon durch die merkwürdige Stellung seiner Zähne, durch seine bei jeder Empfindung unwillkürlich mitspielenden Lippen angeboten, sachlich notwendig wurde, als ein unvermeidliches, ja das einzige Mittel, den Verlauf unseres sozusagen im Sprechen entstehenden, zunächst noch ganz unbewussten, nur seiner Willensrichtung sicheren, erst allmählich von Wort zu Wort sich einfindenden, an den Worten sich erst selbst erkennenden und jetzt erst, wenn es sich in der Sprache so seine Bahn ausgeschaufelt hat, ungehemmt schöpferischen Denkens darzustellen. Der Laie merkt nur, wie geschwind Kainz spricht; und freut sich, weil es schwer sein muss; wie er sich des Pianisten freut, der mit seinen Fingern so viel kann, oder einer heillosen, kaum mehr begreiflichen, über alle menschlichen Kräfte steigenden Instrumentation. Es mag immerhin für den Künstler auch ein Reiz sein, das Schwere zu tun, wie es ja diese Zeit überall treibt, über die Grenzen der Menschheit zu gehen und zu versuchen, ob uns das Unmögliche nicht möglich ist; vielleicht wird unser Zeitalter einmal das des Akrobaten heissen, er hat überall den stärksten Erfolg, es scheint, dass er den tiefsten Wunsch unseres Wesens trifft. Wenn sich aber jetzt schon niemand mehr des kainzischen Sprechens, der pianistischen Künste, der gefährlichen Instrumentationen erwehrt und sich auch der Widerstrebende dazu gezwungen fühlt, muss es doch mehr als die blossе Lust an der Schwierigkeit, der Verwegenheit, der Fertigkeit sein. Uns lockt heute, einen Menschen selbst, sein ganzes Leben, nicht bloss ein Zeichen von ihm zu haben. In der guten alten Zeit wohnten die Menschen mehr auseinander, und sie winkten sich nur aus der Ferne zu. Jetzt will jeder den anderen unmittelbar ergreifen. Damals schickten sie sich Zeichen zu, der ein

84 Bild, der einen Spruch, der ein Lied. | Jeder löste von sich etwas ab, ein fertiges Gleichnis im kleinen, dies gab er dem andern hin, niemals sich selbst. Wir aber wollen näher zum Menschen. Uns gelüstet, dem Menschen leben zuzusehen. Uns genügt nicht die Frucht, wir wollen ihn keimen und blühen und reifen sehen. Das Bild, der Spruch, das Lied, also die Wirkung des Gefühls, worin es verendet, reizt uns nicht. Wir wollen das Gefühl selbst, bevor es

noch wirkt; ja wir wollen das Gefühl vor uns entstehen sehen. Das ist das Geheimnis der Technik von Kainz, und es ist zuletzt das Geheimnis aller Kunst von heute.

# Die Chronik von Dirnau

Geschichte eines Dorfes von Gustav Macasy

85

Wien 1903. C. W. Stern

Im Omnibus oder in der Tramway, wenn man mit fremden Leuten fährt, die allein und in Gedanken sind, erschrickt man oft, welche Tücke, welcher Neid zuweilen, während sie ihren Wünschen oder ihren Sorgen nachsinnen mögen, über ihre müden Mienen schleicht oder ihnen plötzlich aus den Augen schlägt. Die Menschen, die wir kennen, sehen wir ja immer nur, wie sie sich zeigen, und das Lächeln, das uns begrüßt, verwischt ihre Geheimnisse gleich. Wer sich aber allein und unbemerkt glaubt, nimmt erst sein wahres Gesicht an, und es ist seltsam, wie vergrämt, wie hämisch, wie verdrossen dann Männer und Frauen erscheinen, die, spricht man sie an, sich sogleich wieder gefällig und eher gutmütig geben. Wer so Geschäftsleute, Handwerker, kleine Frauen belauscht, wird das Gefühl nicht los, als hätten sie alle etwas von heimlichen Verbrechern, die nur noch nicht ertappt worden sind, und man möchte ihre verborgene Geschichte wissen. Noch mehr habe ich das heuer im Sommer gespürt. Vor der Herberge im Walde, in der ich einsam hauste, war ein kleiner Brunnen, dessen helles Wasser in einen Trog mit den schönsten Forellen floss. Kamen nun zur Jause, wie sie dort bei gutem Wetter pflegen, Städter oder Fremde herauf, um sich in der Stille auszurasten, so zog mein flinker Wirt, durch seine Fische berühmt, ein zappelndes Tier nach dem anderen hervor, um es mit dem flachen Messer leicht zwei- oder dreimal auf den Kopf zu klopfen, worauf es, zuckend, noch ein wenig um sich schlug, aber sogleich aufgeschlitzt und auf das glitschige Brett geworfen wurde, ein hässliches Geschäft, aber notwendig, sie schmecken wirklich sehr, und so ist der Mensch, die anderen | Tiere sind es auch. Nun

86

fiel mir auf, wie sich da jeden Tag die Menschen drängten, um dieses Schauspiel zu geniessen; nicht etwa bloss Kinder mit ihrer grausamen Neugier, die nur wissen will, wie das eigentlich ist und nicht fragt, wen es vielleicht schmerzt, sondern auch frohe junge Mädchen, hell gekleidet und lachend und summend, alte behagliche Frauen, die ich dann an ihren Tischen fleissig häkeln und stricken sah, brave Männer mit vielen Kindern und biederer Bässen, die später, wenn es dunkelte und die kleine Glocke von der Kirche verklungen war, im Chor sangen, weil ihnen im Monde poetisch wurde. Alle standen da, eifrig zuzusehen, wie der lustige Wirt die armen Fische schlug und sie noch einmal zappelten, sich wanden und sprangen. Sie standen da und beugten sich vor und schnupperten gierig nach dem feuchten Brett hin und ich sah sie vor Lüsternheit förmlich schnappen. Ja, Lüsternheit, ich kann es nicht anders nennen, was auf ihren matten, starren, nur manchmal von böser Lust durchzuckten Mienen war. Wie wenn Buben verbotene Bilder ansehen. Oder wie man die beiden Greise malt, die der Susanna lauern. Dann aber gingen sie hin und schmausten vergnügt, und die Alten spielten mit den Kindern oder die Mädchen tanzten, und täglich hörte ich: „Wer hat dich, du schöner Wald . . . “ Besonders einer ist mir unvergesslich, ein so netter und so lustiger alter Herr und mit so vielen Kindern, der jede Woche ein paar Mal kam. Ich las nun eben damals Shelleys furchtbare „Cenci“, und wie ich schon im Geiste gleich immer alles inszenieren muss, ging ich den ganzen Tag herum, Dekorationen dieser schauerlichen Stimmung und die Masken der Figuren in mir suchend. Die Beatrice konnte ich mir schon denken, ja: so Wut, Entsetzen, Todesangst zusammen, noch mit einem Schatten sinnlichen Grauens, das hat die Eysoldt. Nun aber der Vater. Würdiger Greis und schnaubendes Tier. Immer in jener letzten Ekstase, in welcher Bosheit und Wollust und Grausamkeit und Brunst und Tücke zusammenrinnen. Keine Maske schien mir für ihn unerträglich genug. Die Verse gaben mir einen Ausdruck von solcher Wildheit und einer so verruchten Sucht ein, die ich mir an einem menschlichen Antlitz gar nicht | denken konnte. Irgend eine Fratze, von Rodin, ja, oder jener Höllenfürst der Niedertracht, den Klimt damals für den Klinger-Fries gemalt hat. 87

Aber unter Schauspielern, unter wirklichen Menschen? Da geschah es mir, dass ich einmal wieder meinen alten Herrn beim Brunnen vor den Fischen fand, jenen so netten und lustigen alten Herrn mit den vielen Kindern. Unter ihnen stand er da, ein wenig zurück, und wie nun mein fideler Wirt wieder einen Fisch schlug, da sah ich plötzlich in den grauen Augen des Alten einen Blitz von so mörderischer Gier, dass ich fast aufgeschrien hätte: mein Cenci, der alte Cenci! Es war nur ein Moment, dann hatte er sich schon wieder in den freundlichen und gütigen alten Herrn verwandelt, nahm die Kinder und war mit ihnen lieb. Ich aber dachte: das Entsetzen des Lebens ist vielleicht gar nicht in den Cencis, sondern, dass sie unter uns in herzlichen und lieben alten Herren verborgen sind.

Gibt man solchen Gedanken nach, die ja eigentlich mehr Stimmungen sind, so kommt einem manchmal vor, ob wir uns nicht vielleicht alles, was Sitte oder Bildung oder Kultur heisst, nur gegenseitig vortäuschen und vorspielen, in Wahrheit aber die alten Tiere, ungezähmt, geblieben sind. Nicht etwa, als ob wir heucheln würden. Wir brauchen uns erst gar nicht zu verstellen, wir glauben selbst, so zu sein, wie wir scheinen; und diese Täuschung ist vielleicht das Einzige, was Erziehung, das Vorbild edler Gesinnungen oder mächtiger Taten, der in reinen Stunden erregte Wunsch über uns vermag. Wir werden niemals besser, es nimmt nur unser Wahn zu, es zu sein, und mit ihm die Kraft, unsere wahre Natur zu vergessen, wodurch uns möglich wird, nicht mehr nur aus ihr zu handeln, sondern zuweilen einer reineren gemäss, die wir uns nur imaginieren. Schlägt aber das Schicksal an uns, so bricht diese ein, der Urmensch geht auf, alle Instinkte der Wildheit reissen sich los. Der Mensch ist nicht zu bändigen, höchstens kann er sich vergessen lernen. Dies spüren wir (es ist ja viel weniger ein Gedanke als ein Gefühl) besonders an uns vertrauten Menschen, wenn wir sie unversehens in einer Leidenschaft erblicken, die, was uns an ihnen wert und | sicher scheint, plötzlich zerbricht. Und nirgends heftiger, als in kleinen Städten, wo die Leute dicht beisammen sind, sich täglich sehen, sich seit Jahren zu kennen glauben und es immer entsetzlich wirkt, wenn einer, durch Leidenschaft aufgedeckt, das

Tier zeigt. Diesen Schrecken drückt Macasy mit einer Kraft aus, die mich in manchen Momenten erschüttert hat.

Gustav Macasy hat vor zehn Jahren, nach allerhand Versuchen, mit einem Schauspiel „Der Prophet“ begonnen, das mir durch seinen Ernst und eine ganz eigene ruhig sinnende Kraft merkwürdig war. Es folgten Novellen, die mir nichts zu sagen hatten. Talent, ja. Immer. Aber auf Seitenwegen; und ich habe nicht sehen können, wohin. Jetzt aber, in dieser „Chronik von Dirnau“ hat er mich überwältigt. Vielleicht wirken da bei mir freilich auch Assoziationen mit, wie das die Psychologen nennen. Ich war ein kleiner Bub, da erfuhr ich, dass die Mutter eines Kameraden, eine wunderschöne Frau, mir durch ihr gütiges und sanftes Wesen wert, ihren Mann betrog. Ein anderes Mal wurde in unserer Stadt ein sehr angesehener Mann verhaftet, er hatte die Kasse bestohlen. Dies traf mich furchtbar: eine Dirne, ein Dieb – und man hatte ihnen nichts angesehen. Das verstand ich nicht, dass ein schlechter Mensch ausschauen kann wie ein guter. (In der „Elektra“ des Euripides drückt der Orest einmal ganz dieselbe kindische Verwunderung aus, Vers 365: „Dass es kein äusseres Zeichen gibt, woran man die Tugend erkennt.“) Damals bin ich eigentlich zuerst an allem irre geworden. Seitdem habe ich immer das Gefühl, sogar bei den paar Freunden: ich möchte doch aber wissen, wie dieser wirklich ist! Seitdem quält es mich, die Mienen der Menschen auszuspähen, ob sich nicht in irgend einem Winkel vielleicht doch die Geschichte ihres verborgenen Lebens verrät. Und dies ergreift mich an der „Chronik“ so: kleinen, stillen und ängstlich verwahrten Existenzen gräbt und scharrt der Autor hier bis zur tragischen Schuld nach, in welche vielleicht jedes Leben verwurzelt ist.

Und noch etwas. Der Autor führt uns in ein Dorf, irgendwo, denke ich mir, an der ungarischen oder mährischen Grenze, unter arme, kleine Menschen, Kaufleute, Bäcker, | Glaser, Schuster, Maurer, die mir eigentlich gleichgültig sind. Ich habe keinen Anlass, mit ihnen zu fühlen. Ihre Sorgen, ihre Fragen, ihre Freuden sind mir fremd, sie können mir nichts bedeuten, es stört mich fast, dass es solche Menschen gibt. Sie wirken aber auf mich, wie wenn sie in mein Zimmer träten, wo es mir auch nichts hilft, dass jemand mich nicht

interessiert, er steht doch da, ich kann ihn nicht leugnen, er drängt sich mir auf. Mit solcher Kraft sind sie da und man unterliegt ihrer Evidenz. Ich weiss nicht, ob man gleich verstehen wird, was ich meine. Ich habe zur selben Zeit damals die „Herzogin von Assy“ gelesen, von Heinrich Mann (München, bei Albert Langen, 1903), ein wunderbares Buch, so reich, so fein, so klug; und mir in seiner inneren Welt unendlich näher. Seine Figuren führte ich, wenn ich im Walde ging, immer mit mir spazieren und es freute mich, mit ihnen zu spielen, sie zu vertauschen, an ihnen zu schnitzeln. Es ist nämlich ihr grosser Reiz, dass man sie mehr erraten muss und an ihnen deuteln kann. Glaubt man sie zu haben, so sind sie schon wieder entwischt, und so, sie nachzufühlen und erst auszudichten angeregt, treibt man sich mit ihnen lustig stundenlang herum. Da fiel mir ein, dies auch einmal mit den Gestalten jener „Chronik“ zu versuchen. Dies geht aber nicht. Sie lassen sich nicht verrücken. Ich kann ihnen nichts geben, ich kann ihnen nichts nehmen. Jeder Zug ist unveränderlich fest. Da kommt ein junges Mädchen vor, die kleine Stephanie, eines tollen Rittmeisters Kind, bezaubernd in ihrer unschuldigen Lust an Sünden. Es tut einem leid, als sie stirbt, und unwillkürlich sucht man, in der hellen Freude an der Figur, sie sich noch ein bisschen auszuspinnen. Es geht aber nicht, man kann es nicht, es wäre wie ein Frevel; so stark spürt man, dass sie tot ist. Eine solche Realität haben diese Gestalten. Ich muss immer an den alten Hörmann denken, den grimmigen Vater unserer Sezession. Dieser sagte gern, ein Bild sei nichts wert, wenn der Maler daran nicht „jeden Zoll verteidigen und beweisen kann“. Man hat das damals kaum verstanden, aber allmählich haben wir es bewundern gelernt. Ibsen hat man einmal vorgeschlagen, seinem

90 Ulrik Brendel den Satz zu | streichen, welcher fordert, dass Rebekka sich das „wunderbar geformte linke Ohr“ abschneiden soll. Er hat es nicht erlaubt. Man sagte ihm, die Leute werden lachen und fragen: warum gerade das linke? Er antwortete: weil es das linke war, das Ulrik Brendel verlangt hat – er hat eben das linke verlangt! Autoren, die mit sich streiten lassen, die fähig sind, nachzugeben oder abzuändern, die den Gedanken ertragen, dass an ihrer Figur vielleicht auch etwas anders sein kann, sind, wie fein oder klug sie

seien, mit ihren Gestalten nicht fertig geworden. Sie vermuten sie nur, sie träumen von ihnen, wirklich vor sich gesehen haben sie sie nie. Hier aber spürt man: diese Gestalten stehen unleugbar da, in jedem Worte, in jedem Zuge. Ihr Autor weiss an ihnen jeden Zoll zu verteidigen und beweisen. Er könnte nichts ändern, wenn er selbst wollte. Und das ist doch vielleicht das Höchste, was einer seinem Talent abzurufen vermag.

Hebbel hat einmal ein merkwürdiges Wort gesagt:

Mancher ist ehrlich genug, mit Ernst und Eifer zu prüfen,  
Was er ist in dem Kreis, dem die Natur ihn bestimmt,  
Wenige haben den Mut, den Kreis zu prüfen und redlich  
Zu ermitteln, wie viel dieser im Grösseren gilt.

Dies weiss wohl selten einer. Und auch die Mitwelt weiss es kaum je. Wir wollen es getrost den Nachkommen zu entscheiden überlassen. Freuen wir uns, wenn einer nur in seinem Kreise, mit aller Kraft und Inbrunst, bis an die Grenze dringt.

## Gottfinder

Das finstere Mittelalter, sagt man. In tiefer Nacht scheint es zu schlafen, erloschenen Geistes, verknechteter Seelen. Aber plötzlich schlagen dann solche Flammen aus ihm auf und ein solches Feuer wird leuchtend und so wild, so herrisch, so zügellos erkühnt sich, befreit sich, vermisst sich unversehens der Mensch, dass er in Fernen, in Weiten, in Höhen verschwebt, in Tiefen entsinkt, über Grenzen entrückt, wohin kein Geist sonst geriet, nicht eher noch später. In den letzten zweihundert Jahren der dunklen, verworrenen, abgründigen Zeit, welche von uns das Mittelalter genannt wird, entbinden sich Menschen von allen Gesetzen, entfärben sich von aller Gewohnheit, entschleiern sich von aller Sitte so, dass nun des Menschen Seele schamlos nackt in der Sonne steht, wie er in den alten Zeiten seinen Leib trug. Und ungekannte Begierden, mit Lust erhört, mit Leidenschaft verfolgt, ahnen eine Freiheit des von jeder Gewalt erlösten Menschen, die wir heute noch, wir Starken, wir Kühnen im Geiste, wir Stolzen, auch nur auszudenken kaum ertragen können. Niemals, nicht eher noch später, in keiner Zeit hat sich der Mensch, haben ein paar Menschen sich, und was das ewige Wesen des Menschen ist, gieriger, grausamer, grimmiger erkannt, trotziger und drängender und drohender erhöht, frecher und freudiger und freier erfüllt, als in dieses finsternen Mittelalters letzter Zeit geschah. Und plötzlich verlischt alles wieder. Das Feuer ist verraucht, es bleibt nur ein Qualm, das Licht stickt in Dunst ab; der Mensch wird wieder vergessen. Kaum dass bisweilen irgend ein Einsamer, ein Seltsamer noch von dumpfen Erinnerungen, nachschleichenden Gespenstern jener hellen | Tapferkeiten sich lockend gequält fühlt, aber er fürchtet sie und schliesst sie scheu bei sich ein und verrät sie nicht. Es ist wieder überall still, der Geist ist wieder stumm geworden. So stark ist die Kirche. Denn in der Kirche war

es gewesen, dass jener Trotz des geistigen Aufruhrs, der geistigen Vermessenheit, der geistigen Empörung wider jede Gewalt begann. Kirchlich erzogene, kirchlich gerechte, kirchlich gehorsame Männer, verehrte Heilige und Meister des Glaubens, haben den Menschen und die Freiheit entdeckt. Und zum geheimnisvoll Unbegreiflichen, das in alle Geschichte eingewoben ist, gehört es, dass diese selbe Kirche, solchen Brand in sich entzündend, ihn doch mit ihrer gesalbten Hand auch wieder verlöschen, mit behutsamen Füßen wieder austreten konnte.

Die Kirche schreibt niemals ihre Geschichte. Man kann eigentlich von ihr nichts wissen. Es genügt ihr, dass man sie fühle. Wenn die Menschen sich vor ihr beugen, wie vor der allmächtigen Zeit, vor dem waltenden Schicksal selbst, mehr will sie nicht; sie will nicht erkannt sein. Wenn sie sich zeigt, ist es in Gestalten, die sich gleich wieder verwandeln. Ihr Wesen behält sie geheim und verstellt sich, als wäre sie klein und arm und ohne List und ohne Macht und hilflos. Sie ist so klug, nicht eitel zu sein. Sie rühmt sich nie. Und das Wunder, das sie verübt hat, vielleicht das höchste, das jemals menschlicher List und menschlicher Macht gelang, verschweigt sie, statt zu prahlen, und wird es immer leugnen: gestiftet von Menschen, in welchen vieler tausend Jahre Sehnsucht nach Seele, Sehnsucht, nicht immer nur, wie den Menschen alle diese tausend Jahre her geboten war, auf fremdes Geheiss von Göttern, Herrschern oder Städten, sondern endlich für sich und Eigene zu sein, Sehnsucht nach sich selber angesammelt war, gestiftet von solchen Empörern gegen alle Herren und solchen Befreiern aller Knechte, ist sie, treu diesen Glauben entsprungener und verlaufener Sklaven bewahrend, aber ihn von der Erde weg, nach der er hungernd griff, nun langsam in den Himmel ableitend, Stab und Stein neuer Herrschaft geworden, welche die kaum Entronnenen wieder gefangen, die kaum Entbändigten wieder verzwungen, die Seelen wieder enteignet | hat. Und dies ist ihre Geschichte: so stark 93 lebt in den toten Worten ihrer alten Bücher noch der Geist des Anfangs fort, dass er immer wieder Funken sprengt, aber so stark ist zugleich ihr weltlicher Sinn, dass sie durch diesen immer den eigenen Geist wieder zu beschwichtigen, ja zu verleugnen weiss.

Ein unablässiges Hin und Her, Auf und Ab, immer wieder zum heiligen Aufruhr des Anfangs zurück, um dann doch immer wieder zur weltlichen Klugheit zu lenken, das ist ihre Geschichte. Daher auch ihr sehr merkwürdiges Verhältnis zu den Heiligen. Sie braucht die Heiligen, um an diesen Glühenden die Menschheit zu wärmen. Sie braucht die Schwärmer, um durch sie die Menschheit zu locken, die zu schwärmen gieriger als um Brot verlangt. Aber niemals traut sie den Heiligen, da man doch niemals weiss, wohin sie noch schwärmend geraten werden, und niemals eigentlich die Grenze weiss, wo der Heilige zum Ketzer wird. Wer sich zum Mystischen neigt, ist ihr deshalb immer verdächtig, vom Meister Eckhart bis auf Don Romolo Murri. Und sie hat recht. Wäre sie konsequent, was zu sein ihr freilich ihre vollkommene Einsicht ins Weltliche verwehrt, sie wiese alle Heiligen aus. Denn der Heilige hebt durch seine blasse Gegenwart schon den Sinn und Beruf der Kirche auf. Dieser ist: sie nimmt den Gläubigen die Furcht und Mühe um ihr Heil ab und bestellt dies alles für sie, um ihnen sozusagen Gott ins Haus zu besorgen. Der Heilige aber hat den Stolz, sich seinen eigenen Weg zu Gott zu suchen, allein zu Gott zu gehen und selbst sich seinen Gott zu finden. So trägt die Kirche ihre Heiligen als ihr heimliches böses Gewissen in sich; und als ihre Gefahr. Vor den Feinden draussen ist ihr nicht bang, aber ihre eigenen Schwärmer, ihre Heiligen, ihre mystischen Meister fürchtet sie, sie könnten sie zersprengen.

Jene mystischen Meister am Ende des Mittelalters fangen alle schon eigentlich gleich ganz unkirchlich an. Die Kirche verweist das fromme Bedürfnis auf den Himmel. Hier wandern wir nur durch. Dies alles ist nur Prüfung. Wer gehorcht, das Gebot der Kirche hält und sich ihr anvertraut, dem sichert sie zu, dass er durch einen  
94 seligen | Tod zu Gott kommen soll. Drüben. Jenseits. Aber den Schwärmern genügt das nicht. Sie können es nicht erwarten, sie haben nicht die Geduld. Sie harren nicht aus, bis der Tod sie rufen wird. Sie wollen es schon hier. Sie wollen Gott schon auf der Erde. Nicht nach dem Tode, nicht im Himmel erst, nein, gleich jetzt, noch hier, schon in unserem irdischen Leben hier wollen sie mit Gott zusammen sein, zur Erde herab soll er zu ihnen kommen. Sie

bestehen alle jene Prüfung eigentlich gar nicht. Die Kirche lehrt, der Sinn des irdischen Daseins sei, sich hier alles gefallen zu lassen, um dafür zum Lohn drüben dann bei Gott zu sein. Die Heiligen wollen das aber schon hier; und sie verschmähen die Prüfung. Ihr Motiv, das sie zu schwärmen und Gott zu suchen treibt, ist zuerst immer: taedium vitae. Dieses irdische Dasein kommt ihnen scheusslich vor. Seine Freuden locken sie nicht. Ehren verachten sie, Gewinn verschmähen sie, die Welt ist ihnen schal, sie mögen sie nicht mehr kosten, sie sagen ihr ab. Es wird uns nicht schwer, darin mit ihnen zu fühlen. Aber seltsam an ihnen ist, dass dieser Ekel sie nun keineswegs am Leben verzagen und verzweifeln lässt. Müde der „Welt“, ja. Doch deshalb keineswegs müde des Lebens. Sondern sie fühlen eine Sicherheit von ungeheurer Kraft bei sich, dass hier noch Besseres zu finden sein muss. Dies, vor dem sie ekelt, kann nicht das wahre Leben, es muss noch ein anderes sein. Wo? Sind sie der Menschen unlustig, ist ihnen die Welt unleidig worden, nun wohl: so wende dich ab und wende dich zu dir! Und an dieses Wort der Schrift: „Gib acht auf dich selbst“, halten sie sich jetzt, mit der höchsten Leidenschaft gewiss, in sich allein das wahre Leben und so noch auf unserer Erde Gott zu finden. Sie verleugnen die Welt, sie verschliessen sich, um „einwärts zu sehen“ und dem Lärm der anderen entrückt, lauschen sie nach sich selbst hin. Das ist der erste mystische Grad: das selige Schweigen. Der Zuruf der Menschen ist verhallt, die Welt wird ihnen stumm und so sind auch die Sinne still geworden; und rings ist nichts als das tiefe Rauschen der eigenen Sehnsucht. Aber dann, erzählen die Heiligen, hebt aus dem mystischen Schweigen sich das mystische | Schweben <sup>95</sup> hervor. Die Welt entsinkt, der Raum entweicht, die Zeit steht still, aber die Seele fühlt sich wunderbar getragen, sie weiss nichts mehr, sie will nichts mehr, sie ist der Welt enthoben und zu sich selbst erhöht: der Mensch ist jetzt bei sich allein. Und jetzt geschieht, im dritten Grade, was alle immer mit denselben Worten nennen: Da ward seine Seele verzückt! Jetzt tritt Gott in den Menschen ein, er fühlt Gott, er hört Gottes unaussprechliche Sprache, er sieht Gottes unabbildliches Bild, er ist in Gott, Gott ist in ihm, dasselbe sind jetzt Gott und der Mensch.

Die Kirche hat den Trost, dass meistens die Schwärmer, aus ihren Verzückungen zurückgekehrt, in ihrem Schrecken, wieder unter die Menschen verstossen zu sein, beteuern, mit keinen irdischen Worten jemals aussagen zu können, was sie geschaut haben und wie sich Gott ihnen gezeigt hat. Sie lallen nur, schwelgend entkräftet. So bleibt das Geheimnis, die Kirche ist es froh. Nur einer hat ausgesagt, von allen der Mildeste, der Weiseste, der Menschlichste, Meister Eckhart, dem sie nur gerade noch knapp die Zeit zu sterben liess, schon mit dem Banne drohend. Dieser hat das Erlebnis aller Heiligen, den Inhalt ihrer seligen Verzückungen ausgesagt: dass es nämlich Gott nur im Menschen selbst gibt, im einsamen Menschen, der, zu sich gekommen, hier sich und die Welt und Gott findet, welche dasselbe sind; verruchter monistisch hat keiner gepredigt, nicht eher noch später.

Es sind jetzt zwei neue Ausgaben des Meisters Eckhart erschienen: eine bei Eugen Diederichs, gross angelegt, mit philologischen Vorzügen, von Hermann Büttner; eine andere bei Axel Juncker, mit dichterischen Vorzügen, von Gustav Landauer. Einen anderen der mystischen Meister, den lieblich sehnsuchtsvollen Heinrich Suso, bringt der Dichter Wilhelm v. Scholz in einer Auswahl aus seinen deutschen Schriften, mit der prachtvollen Einleitung von Josef Görres zur Suso-Ausgabe von 1829; bei R. Piper, in der sehr beachtenswerten Sammlung der „Fruchtschale“, in welcher schon vorher Josef Grabisch die Morgenröte des letzten Mystikers, Jakob Böhmes, ediert hat. Und für den heiter weisen Angelus Silesius, den  
 96 sanften Nachfahren | der mystischen Wildheit, hat sich ja schon unser Otto Erich Hartleben bemüht, selbst so ein Weltkind, dem Weltlust, die Lust an anderen und mit anderen, bald verdächtig wurde. Nun denke ich mir, dass wohlgesinnte, doch wenig gescheite Leute, die es mit der Freiheit gut meinen, aber sie niemals verstehen, so vom Schlage des Homais Flauberts, bald ein heftiges Zetern gegen „diese neue Mystik“ beginnen werden. Sie irren: die Freiheit hat von der Mystik nichts zu fürchten, alles die Kirche. Die Kirche lebt davon, für die Gläubigen Gott zu verwalten. Das Erscheinen des Mystikers schon ist immer ein Zeichen, dass die Kirche nicht mehr genügt; denn er beginnt damit, dass er selbst Gott zu suchen

wagt und selbst Gott zu finden hofft, also die Kirche nicht mehr braucht. Und sie lebt davon, dass sie den Mächtigen den Gehorsam der Niedrigen zuzusichern weiss. Aber der Mystiker beginnt mit der Verachtung aller irdischen Macht, mit der Verschmähung aller irdischen Ehre, mit der Verleugnung aller irdischen Gemeinschaft. Er fühlt in sich ein inneres Gesetz, das ihm mehr gilt als jedes äussere, dieses fühlt er durch den Dienst der Welt verdunkelt, gehemmt, betrogen und ihm abzusagen, arm zu werden, von aller Gemeinschaft auszuschneiden, sich „Unehre“ zuzuziehen, jedes Gebot der Erde zu brechen, ist das mystische Verlangen. Von den Menschen weg, zu sich selbst hin geht allein el camino real, der königliche Weg der heiligen Teresa. Was in der Gemeinschaft der Menschen, was aus ihren Beziehungen, was zwischen den Menschen entstanden ist, in diesem Allen, in ihren Gesetzen, in ihren Lehren, in ihren Gerechtigkeiten und Sittlichkeiten und Verbindlichkeiten, ist unser wahres Leben nicht. Dies alles müssen wir verlassen, verlieren, vergessen. Dies alles, der von den Menschen erschaffenen Welt Lust, der von den Menschen erschaffenen Welt Ehre, der von den Menschen erschaffenen Welt Sinn müssen wir verleugnen. Von diesem allem rein, von diesem allem frei, mit uns selbst allein, abgekehrt von der gemeinsamen menschlichen Art und in uns eingekehrt, in unsere Einsamkeit, in unseren letzten Grund, wohin kein Wunsch der menschlichen Gemeinschaft, kein menschliches | Wort, keine 97 Spur der menschlichen Geschichte noch gedungen ist, in unser tief geborgenes Urwesen eingekehrt, werden wir zur Seligkeit verzückt, das Gebot einer ungeheuren Stimme zu hören. Diese letzte Stimme, die dann uns tönt, wenn wir ganz allein mit uns geworden sind, nennen die Mystischen Gott. Und dieser letzten Stimme nur, die dann aus unserem Urgrund ruft, wollen sie gehorchen. Ueberall hin. Sogar in die Hölle, hat die heilige Teresa gesagt . . . Und endlich: die Kirche lebt davon, dass sie sich zwischen Gott und den Menschen stellt. Was also kann sie Schwärmern sein, die sich unmittelbar zu Gott finden? Was will sie da noch? Was soll sie da noch? Nein, Heilige sind der Kirche niemals geheuer gewesen. Und nichts hätte sie mehr zu fürchten, als wenn wirklich, wovon manche Zeichen sind, die Menschheit wieder von der alten Sehnsucht, den ewigen

Zuruf aus der Tiefe zu hören, überwältigt würde. Sie hat immer am besten mit religiös unbegabten Menschen gelebt.



## Der Finger Gottes

Stendhal schrieb nach seinem ersten Schlaganfall: Es sei sehr unbehaglich gewesen, à cause des sottos idées qu'on nous a mises dans la tête dès l'âge de trois ans. Die Macht dieser „Sottisen“ ist in der Tat seltsam. Sie scheinen stärker über uns als aller Verstand, alle Bildung, der Schutz aller Erfahrungen zu sein. Aufgeregt durch eine Not, erschreckt vor einer Gefahr, sehen wir uns plötzlich von allem Denken verlassen; dies alles, was wir zu wissen glauben, unsere ganze Kraft an Kenntnissen, Urteilen und Sicherheiten wird flüchtig und verrät uns. Im ersten Schrecken finden wir uns plötzlich wieder allein mit den Albernheiten, die dem aufdämmernden Kinde irgend eine Wärterin eingekullt hat. Ich hatte einen alten Onkel, Voltairianer und Josephiner von der vormärzlichen Art, der an schönen Tagen, wenn die warme Sonne schien, ein verwegener Spötter über alles war; kam aber dann der graue Herbst und es regnete tagelang, wochenlang, und er hatte die Gicht, so wurde er kläglich und weich und reuig und lud den Pfarrer ein, mit ihm Whist zu spielen, was seine Form war, der Kirche zu huldigen, und ihr auch zu genügen schien. Schlug dann der Wind um und blies der Frühling her, so gingen seine Witze wieder los. Er sagte: Wenn's den Menschen zwick, hört er die Engel singen und sieht den Finger Gottes! Weshalb es bei uns Buben eine Redensart wurde, wenn jemand zu Hause oder in der Schule mürrisch und jämmerlich und recht mit uns zuwider war, zu sagen: Heute sieht er wieder den Finger Gottes!

Nun mögen solche Zustände, in welchen der Mensch aus Angst  
 99 oder vor Schmerz sich plötzlich verliert und | ihm nichts als ein Rest der ersten kindisch lallenden Begriffe bleibt, die Psychologen prüfen und es erklären, warum, eben in den grossen Momenten unseres Lebens, wenn uns das Schicksal vor eine Drohung, vor

eine Entscheidung stellt, also gerade wenn wir uns ganz brauchen würden, so oft nicht der Mann, sondern das Kind aus uns handelt. Das bisschen Verstand, dessen wir so stolz sind, das bisschen Wissen, mit dem wir prahlen, das bisschen Bildung, dessen wir uns erdreisten, scheint gerade nur für den ruhigen Schritt der stillen täglichen Erfahrungen auszureichen. Bei jeder jähen Wendung unseres Lebens wird es scheu. Im Handeln der Leidenschaft, im Erzünnen, im Verzagen entweicht alles, worin der Mensch sonst seinen Stolz, seine Lust und sein ganzes Wesen setzt. Und nach so vielen Jahren eifriger Arbeit an sich selbst, der geduldigen Zucht, des stillen Reifens plötzlich aus allem zurückgeworfen, ist er reduziert auf die paar sottos idées qu'on nous a mises dans la tête dès l'âge de trois ans. Aus diesen handelt er. Weshalb es auch den Menschen so wenig hilft, gescheit zu sein; denn man ist es nur in der Ruhe, während man es in der Leidenschaft, in der Angst, im Schrecken brauchen würde. Es hängt offenbar damit zusammen, dass in uns für die „Sottisen“, von den Vätern her, von den Ahnen her, die Bahnen ausgefahren sind, während wir sie für unsere eigenen Gedanken selbst erst bohren müssen; dort rodeln wir frei, es ist ausgeschaufelt, hier stecken wir gleich. Doch dies mögen die Psychologen entscheiden.

Seltsam aber ist: ganzen Klassen scheint es nicht anders als dem einzelnen zu gehen. Auch ihnen geschieht es, wenn im grauen Herbst die Gicht kommt, dass sie die Engel singen hören und den Finger Gottes sehen: plötzlich erschreckt, bedroht, verscheucht, werfen sie sich weg und verlieren alle Vernunft ihrer Geschichte. Sie sind mit Kraft und Geist vorgedrungen, und weil es eine neue Kraft, ein neuer Geist war, die sie einzusetzen hatten, fällt ihnen die Welt zu und sie richten sich ein, sie dehnen sich aus, sie setzen sich durch: ihre Kraft, ihr Geist prägt alles Leben der Menschen um. Plötzlich aber, von Nachdrängenden erschreckt, in der Nacht wankend, der Zukunft ungewiss, | scheuen sie zurück und, statt eben 100  
jetzt die ganze Kraft zu sammeln, den ganzen Geist zu halten, alles aufzuwerfen, was sie sind, vergessen, verraten, verleugnen sie sich, ihre Kraft, die sie befreite, entweicht, ihr Geist, der sie behauptete, verlischt, aller Mut, die Hoffnungen, der Stolz vermessener Entwürfe,

alter Hass sogar, die Scham sind entflohen, der eben noch so freie Geist setzt sich mit dem Pfaffen zum Whist. Eine Formel, nach der man die ganze Geschichte seit der Revolution schreiben könnte. Der Titel wäre: Das Bürgertum und der Finger Gottes.

Nun gruppiert es sich so: Die Mächtigen, jene, welche wirklich die Macht haben, welche die wirkliche Welt beherrschen, vergessen in der Angst vor den Nachrückenden ihren eigenen Geist und verleugnen diesen Geist, der der Ausdruck ihrer Macht ist. In der Angst um ihre Macht verkaufen sie den Schatten, den sie wirft. Im ersten Schlaganfall sind sie von allen ihren Gedanken verlassen; es bleiben nur die *sottes idées qu'on nous a mises dans la tête dès l'âge de trois ans*. Die Klasse, die an der Macht ist, gibt ihren Geist auf und nimmt den Geist der von ihr verdrängten Klassen an. Diese lassen sich das nicht zweimal sagen und wissen es auszunützen. Das Ende ist, dass die herrschende Klasse ihren Geist nun von der gestürzten Klasse verwalten lässt. Womit wir bei der geistigen Verfassung im heutigen Frankreich sind, die sich erst eben jetzt wieder zu wenden scheint. Ihr Dirigent war Brunetière. Ihr Schulbeispiel ist Bourget, der es übernommen hat, den wohlhabenden Leuten, welche die Furcht um die Rente fromm macht, Jahr um Jahr ihren klerikalen Roman zu liefern. Es wird mit der Zeit schon eine förmliche Epopöe. Die Epopöe vom Finger Gottes.

Bourget war acht Jahre alt, als Darwins Buch erschien. Er hat den ganzen Häckel erlebt. Und Tristan und den Ring. Und Nietzsche. Und Ibsen. Und Garibaldi und das neue Italien. Und Amerika mit Walt Whitman. Und Marx und die Rüstungen des Proletariats, das Schnauben einer neuen Menschheit in der Ferne. Von diesen ungeheuren Mächten ist sein Leben umgeben. Ueberall schreit  
101 die Zukunft. Ueberall knallt die Freude der Freiheit. | Ueberall schwillt die Menschwerdung des Menschen. Er aber, der sich einen guten Europäer glaubt, vermag es, ermüdeten Damen, welche sich entfliehen möchten, indem sie die Grimassen der Vergangenheiten schneiden, Geschichten zu erzählen, in welchen der liebe Gott persönlich um das Los der Menschen bemüht, der Ketzer bestraft, der Fromme belohnt, unsere Zeit verleugnet und alles, was wir sind, verkannt wird.

Er schrieb vor ein paar Jahren einen Roman: „L'Étape“. Da kamen zwei Professoren vor, ein liberaler und ein klerikaler. Jenem, einem sonst sehr tüchtigen, nüchternen und selbstlosen Manne, wird die Tochter verführt, ein Sohn ist ein Erpresser, der andere lässt sich durch das Unglück bekehren, verrät die Meinungen des Vaters und kehrt zur Kirche zurück. Der fromme Professor aber hat das schönste Leben. Und Bourget sagt dazu: „la vie est l'épreuve de la pensée. Le malheur démontre l'idée fausse, comme la maladie la mauvaise hygiène.“ Rosa v. Tannenburg fällt einem ein, Hoffmanns Erzählungen für die Jugend. Wer nur Gott vertraut, dem geht es gut. Dem es schlecht geht, verdient's nicht besser. Es ist eigentlich noch eine Erweiterung des katholischen Glaubens, der ja doch zum Ausgleich noch Himmel und Hölle braucht. Jetzt sind sie entbehrlich, es wird alles schon hier reguliert, auf unserer lieben Erde hier. Die Guten sind die, denen es gut geht, und die Schlechten sind die, denen es schlecht geht. Man braucht also jemanden nur nach seiner Einkommensteuer zu fragen, um den Grad seiner Tugend zu wissen. Und Mitleid mit Armen, Hungernden, Frierenden wäre dann ein Frevel. Denn sie darben, sie hungern, sie frieren ja nur aus Laster. Der Katholizismus wird erweitert. Dies scheinen die einzigen Reformen zu sein, welche er zulässt.

In seinem neuen Roman „L'Émigré“ will Bourget, wie der Waschzettel seines Verlegers sagt, la Tragédie du noble zeigen. Diese Tragédie besteht darin, dass ein alter Marquis die Republik nicht für würdig hält, ihr zu dienen, worüber er sich dann kränkt, weil er mitten im eigenen Vaterland wie im Exil lebt, was nun der Republik sehr übel genommen wird. Ungefähr, wie wenn ich mich über die unglückliche | Liebe zu einer Frau beklagen würde, wenn ich das Unglück habe, diese Frau zu lieben. Aber es ergeht einem überhaupt das ganze Buch hindurch, dass man nirgends mit ihm streiten kann, weil es wohl möglich ist, gegen Meinungen, Urteile, Erfahrungen zu streiten, nicht aber mit einer Logik, welche von der unseren abweicht. Wenn mir jemand sagt: „Ich kann mich nicht entschliessen, diesem Staate zu dienen – folglich begehrt dieser Staat das Verbrechen an mir, mich nicht dienen zu lassen,“ so muss ich still sein, weil ja dieses „folglich“ für mich daraus keineswegs folgt,

weil ich einen anderen Verstand habe, und weil man sich nur mit einem Verstande verständigen kann, der, wenn auch mit einem anderen Inhalt, doch in der gleichen Form denkt.

Es gibt in diesem Roman „strictes exigences de la vertu“. Ein junger Mann liebt eine Frau, natürlich keusch, fromm, rein, aber er sagt es ihr doch: das wird ein instant d'aberration genannt. – Dass jetzt nicht nur der Adel, sondern auch andere Klassen in Frankreich zu den öffentlichen Geschäften zugelassen werden, heisst ein ostracisme . . . contre les vieilles familles. – Offiziere, die sich nicht weigern, den militärischen Befehl ihrer Vorgesetzten auszuführen, sind ehrlos. In dem Worte Vaterland ist das Wort Vater enthalten, woraus folgt, dass das Vaterland das bleiben muss, wozu es die Väter gemacht haben – dies steht wirklich da: Dans le mot patrie, il y a le mot père, patria, pater. C'est la France telle que l'on faite nos pères, la patrie, ou ce n'est rien. La loi, c'est la tradition, telle qu'ils nous l'ont laissée à maintenir, ou ce n'est rien. – Ich würde mich über alle Grundfragen des Lebens, über Recht und Pflicht und Ehre weit eher mit meinen Hunden verständigen können, weil ihr Denken, ihr Fühlen, wenn auch unkatholisch, doch menschlicher ist.

Uebrigens, das Rezept zum Finger Gottes hat schon Pascal: Prenez de l'eau bénite, abêtissez vous!



## Erzählungen einer Tante

Eine alte Frau sitzt und denkt schmerzlich und ist von Kummer schwer, da kommt ein Freund, möchte sie trösten, und so verlockt er sie sanft, von vergangenen Zeiten zu erzählen. Er fragt, sie antwortet, und allmählich geraten sie weit zurück, bis in ihre Kindheit hinab. Und sie erzählt. Plötzlich sagt er: „Wissen Sie, dass es eigentlich sehr schade ist, wenn solche Erinnerungen verloren gehen?“ Sie lächelt verwundert. Es ist ihr niemals eingefallen, dass ihr Leben interessant sein könnte, auch für einen andern. Aber der Freund setzt ihr zu; sie soll es doch einmal versuchen, manches aufzuschreiben. Und sie tut's. Erst wohl nur, um ihre Zeit zu füllen. Aber bald reizt es sie, es macht ihr Spass. Sie selbst bemerkt jetzt eigentlich erst, wie merkwürdig ihr Leben doch war. Seltsam: Sollte es, wenn man sich erinnert, stärker sein, als wenn man es erlebt? Ihr wird ganz philosophisch. Und alles sieht ihr jetzt auch ganz anders aus als damals, und wunderbarlich ist es, wie Gutes und Böses sich jetzt nähern; in der Erinnerung ist der Unterschied gar nicht mehr so gross, und sie gewahrt, dass man auch dem besten Menschen immer etwas Schlimmes nachsagen kann, und den schlimmsten etwas Gutes. Und so lebt sie jetzt, in der Stille, beschaulich ihr ganzes Leben noch einmal und fühlt es jetzt erst ganz. Und als alles aufgeschrieben ist, soll es sorgsam eingebunden werden. Da fragt der Buchbinder um den Titel auf dem Rücken. Es macht sie verlegen. Memoiren? Das klingt so feierlich. Sie wird es ihm morgen sagen, sie will nachdenken. Und nachts träumt ihr, es frage  
 104 jemand ihren Neffen, was das für zwei dicke | Bücher sind. Und er antwortet: „Das sind die Erzählungen meiner Tante.“ Und sie wacht auf und ruft: „Gut also. Erzählungen einer Tante!“

Diese Tante war die Komtesse de Boigne, geborene Charlotte Louise Eleonore Adelaïde d'Osmond. Als sie, 1835, die Erzählungen

schrieb, war sie 54 Jahre alt. Sie starb erst 1866. Ihr Neffe, der Erbe der Memoiren, liess sie liegen und eben jetzt erst werden sie von Herrn Charles Nicoulland<sup>1</sup> ediert.

Es sind wirklich „Erzählungen“, sie „erzählt“ wirklich, das ist so angenehm. Es wird nichts berechnet, nirgends an die Wirkung auf den Leser gedacht; oder man hat wenigstens niemals das Gefühl. Es ist wirklich seulement une causerie de vieille femme, un ravaudage de salon. Sie schreibe, sagt sie einmal, wie man stickt; wichtiger sei es ihr nicht. Und das tut einem sehr wohl, wenn ein Autor einmal sich nicht wichtig nimmt. Dabei ist sie klug, will den Menschen wohl, ohne sich deswegen über sie zu täuschen, und erkennt ihre Gemeinheit, ohne sich deswegen über sie zu erzürnen. Ich weiss nicht, hat Joseph de Maistre einmal gesagt, wie die Seele eines Schurken sein mag, aber ich weiss, dass die eines anständigen Menschen ein recht hässliches Ding ist. Daran muss man hier zuweilen denken. Aber sie lässt sich dadurch nicht stören, nimmt die Menschen, wie sie nun einmal sind, macht sich und den anderen nichts vor, wehrt sich, wenn es sein muss, fügt sich, wenn es sein kann, lässt leben und lebt, fünfundsiebzig Jahre lang, immer sich schmiegend, zugleich und doch sich behauptend, was auch vielleicht das einzige Mittel ist, um so alt zu werden.

Das Kind kommt an den Hof des sechzehnten Ludwig. Es wächst sozusagen auf den Knien der königlichen Familie auf. Höfischer Prunk, höfische Zucht, höfisches Wesen werden ihm vertraut. Was sie davon erzählt, ist uns ja nicht neu. Aber man vergisst es immer wieder. Man hat heute die Neigung, es zu vergessen. Manche geben heute | dem Worte „höfisch“ einen Ton, als ob dies alles, was wir 105 doch längst wissen, nun wieder vergessen wäre. Solchen ist zu raten, dieses Buch zu nehmen, um hier den christlichsten Hof und den christlichsten Adel und der sublimsten Höflichkeit Vollendung in der Nähe zu sehen.

Die Gräfin erzählt, unter den höfischen Bräuchen, mit welchen sich ihr Vater habe niemals ganz aussöhnen können, sei es besonders

<sup>1</sup> „Récite d'une Tante.“ Mémoires de la comtesse de Boigne, née d'Osmond, publiés d'après le manuscrit original par M. Charles Nicoulland. I. 1781-1814. Paris. Librairie Plon. 1907.

die Form gewesen, in welcher man zum *souper dans les cabinets* eingeladen wurde. Zu diesem kam der König mit der königlichen Familie und es wurden stets etwa dreissig Personen gebeten. Man verständigte die Damen in der Früh, sie kamen ins Theater, und nach der Vorstellung schlossen sie sich dem Könige an. Anders war es mit den Herren. Diese hatten im Theater zwei Reihen, der Reihe der Damen gegenüber. Dort nahmen die Höflinge Platz, welche sich Hoffnung machten, eingeladen zu werden, und der König, allein in seiner Loge, musterte sie nun während der Vorstellung durch seinen Gucker und man sah ihn mit einem Bleistifte einige Namen notieren. War die Vorstellung aus, so begaben sich die Herren erwartungsvoll in einen Saal und harrten. Endlich ging die Tür auf, ein Lakai erschien, einen Leuchter und den Zettel des Königs in der Hand, und las einen Namen ab. Der Glückliche, der genannt war, verbeugte sich vor den anderen und ging, um ins Allerheiligste zu verschwinden. Es öffnet die Tür sich wieder, der Lakai kam zurück, wieder wurde, mit ängstlichen Hoffnungen ersehnt, ein Name gerufen. Der Selige grüsste tief und ging; sie warteten wieder, der Diener kam zurück. Und so weiter. Bis zuletzt kein Name mehr auf dem Zettel des Königs war. Da schlug ihnen der Lakai mit einer Heftigkeit, die von der Sitte vorgeschrieben war, die Türe vor der Nase zu. Nun wusste jeder, dass er in seinen Hoffnungen getäuscht war, und man ging immer ein bisschen beschämt fort, indem einem ja im voraus bekannt war, dass es stets mehr Kandidaten als Erwählte gab. Es gab einen Höfling, der seit zehn Jahren jeden Tag aus Paris nach Versailles herauskam, um jeden Tag wieder dieselbe Tür mit Lärm über seinen Hoffnungen zufallen zu hören, ohne  
106 dass sie | sich ihm jemals geöffnet hätte. Seine zu grosse Geduld machte vielleicht den König ungeduldig oder dieser hatte sich schon daran gewöhnt, ihn zu sehen, ohne ihn einzuladen, wie Könige die Gewohnheit haben, an gewisse Personen immer dieselben Fragen zu richten.

Natürlich blieb das Recht, sich abends die Tür vom Lakai vor der Nase zuschlagen zu lassen, strenge dem Adel vorbehalten. Damit nahm es der Hof sehr genau. Im Heer war das nicht so. Da drangen damals schon reiche Bürger ein, und der alte Adel

begann sich mit der neuen Finanz anzufreunden. Darauf vertrauend, dadurch verwegen, erkühnte sich einst ein junger Offizier, ein Herr v. Lusson, sehr reich, ausgezeichnet im Dienste, ein Liebling der besten Gesellschaft, einmal auf einem Balle der Königin zu erscheinen. Man wies ihn mit solcher Härte, so brutal hinaus, dass er sich vor Scham noch dieselbe Nacht erschoss. Bei Hofe, erzählt die Komtesse, fand man das ganz selbstverständlich, aber die Bourgeoisie nahm es übel.

Auch das berühmte Coucher des Königs wird geschildert. Jeden Abend um halb zeh'n. Die Höflinge erwarteten den König, er trat ein, sah niemanden an und ging auf sein Bett zu, um zu beten. Der Priester reichte ihm das Gebetbuch und hielt ihm einen grossen Leuchter mit zwei Kerzen hin. Das Gebet war kurz, der König erhob sich, der Kammerdiener nahm dem Priester den Leuchter ab, um ihn nun, auf ein Zeichen des Königs, einem der Höflinge zu reichen, der ihn die ganze Zeit zu halten hatte. Vom König zu diesem Dienste bezeichnet zu werden, galt für eine hohe Ehre, die sehr gesucht war, und in allen Salons wurden die Höflinge, die vom Coucher des Königs kamen, sogleich gefragt: Wer hat den Leuchter gehabt? und diesen beneidete man sehr. Dann wurden dem Könige Rock, Weste, Hemd ausgezogen, und da war er nun nackt bis zum Gürtel und rieb und kratzte sich, als ob er allein gewesen wäre, vor dem ganzen Hof, auch vornehme Fremde liess man zuweilen zu. Der erste Kammerdiener gab nun das Nachthemd dem Höchsten unter den Anwesenden. Dies bestimmte das höfische Gesetz, nicht die Laune des Königs: | das Hemd war ein Recht, während der Leuchter eine Gunst war. Kam das Hemd an einen Prinzen, so liebte es der König, mit ihm zu scherzen, wich aus, drehte sich, lief weg, liess sich verfolgen, so dass der Prinz Mühe hatte, das Hemd über ihn zu ziehen, und lachte dabei laut, mit jenem grob polternden Lachen, das allen, welche ihm aufrichtig ergeben waren, so peinlich klang. War dieses Spiel aus, so nahm der König seinen Schlafrock, drei Diener öffneten ihm den Gürtel und die Hose, diese fiel auf die Füsse herab; und in dieser Tracht, die ihm das Gehen sehr erschwerte, begann er, die Füsse schleppend, Cercle zu halten. War er schlecht aufgelegt, so dauerte das Coucher nur ein paar

Minuten; gelang es einem klugen Höfling, ihn zu belustigen, oft eine Stunde. Solchen widerfuhr dann häufig die Ehre des Leuchters; die anderen neideten es ihnen und ärgerten sich, dass es so lange dauerte. Hatte der König endlich genug, so setzte er sich auf einen Stuhl und hob die Beine, zwei Pagen knieten nieder und zogen ihm die Schuhe aus und warfen sie mit Lärm weg, dies war ausdrücklich vorgeschrieben. Hörte der Türhüter den Lärm, so rief er: Fort, meine Herren! und öffnete die Tür. Man entfernte sich, die Feier war aus. Nur wer an diesem Abend den Leuchter gehabt hatte, durfte noch bleiben und sich dem Könige anvertrauen, wenn er insgeheim einen Wunsch oder eine Bitte hatte.

Liest man dies und fällt einem ein, dass ja seitdem noch kaum vier Generationen herabgesunken sind, so wäre man versucht, fast ein bisschen stolz auf unsere Zeit zu sein. Denn es gibt doch heute keinen Preis, um welchen sich irgend ein Mensch zu so stupiden und brutalen Erniedrigungen verkaufen möchte. Aber man soll nichts verschwören.

Den König hat unsere Komtesse offenbar gern. Man merkt, welche Mühe sie sich gibt, für ihn zu schwärmen. Es geht aber schliesslich doch nicht. Denn der „ausgezeichnete Fürst“ hat nicht einmal Manieren. In der besten Absicht, liebenswürdig zu sein, pflegt er auf einen loszutappen, ganz dicht heran, so dass man bis an die Wand gedrängt wird; wenn ihm aber dann nichts einfällt,  
108 | und das ist meistens der Fall, lacht er nur plötzlich laut auf, dreht sich um und stapft fort. Wer daran noch nicht gewöhnt ist, verlässt wütend den Hof, überzeugt, dass ihn der König beleidigen und beschämen wollte. Der König will aber gar nichts, er ist nur so schlecht erzogen. Worüber er sich selbst manchmal im kleinen Kreise bitter beklagt; er sieht alles ein, es nützt nur nichts. Er hat über sich so wenig Gewalt, wie über seine Brüder oder über seine Frau. Das Unaufhaltsame muss sich vollenden, sinnlos treiben sie hinab. Es ist keine Leidenschaft, die sie verdirbt; es sind nur ihre kläglich kleinen Schwächen. Den Ruf der Königin schändet zuerst das Spiel. Spielt sie wenigstens gern? Geniesst sie wenigstens den Rausch, der die grossen Spieler verzückt? Nicht einmal. Sie spielt nur, weil es gerade Mode ist. Sie kennt keine andere Leidenschaft.

Sie schmückt sich, um nach der Mode zu sein, sie macht Schulden, um nach der Mode zu sein, sie spielt, um nach der Mode zu sein, sie schöngestellt, um nach der Mode zu sein, sie ist kokett, um nach der Mode zu sein: Être la jolie femme la plus à la mode lui paraissait le titre le plus désirable; et ce travers, indigne d'une grande reine, a été la seule cause des torts qu'on a si cruellement exagérés. Alles, was sie treibt, macht ihr eigentlich gar keine Lust, es geschieht nicht aus Leidenschaft und nicht aus Laune. Sie tut es nur, um mitzutun und sich hervorzutun. Man versteht das erst gar nicht, aber dann sagt die Komtesse gelegentlich ein merkwürdiges Wort: nämlich, für die Königin sei auch ihr Kredit schliesslich nichts gewesen als un moyen de succès dans la société. Eine Königin, die um ihren „Erfolg in der Gesellschaft“ bangt! Eine Königin, zitternd wie eine kleine Schauspielerin, vor Angst, ob sie denn gefallen wird! Eine Königin, befangen vor dem Urteil der Leute! Und da fällt einem ein, dass sie ja aus Oesterreich ist.

Endlich die Brüder des Königs: Monsieur, der Graf von Provence, nachmals Ludwig XVIII., und der Graf von Artois, nachmals Karl X. Jener gleicht dem König: täppisch, ungeschickt, schwerfällig, was er benützt, um sich den Schein eines Gelehrten zu geben; er tut sehr gross | mit ein paar Zitaten aus Horaz, macht den Geheimnisvollen, der die Politik des königlichen Bruders nicht billigen kann, aber schweigen muss, und bereitet sich vor. Wie er es dann später versteht, den Bruder zur richtigen Zeit im Stiche zu lassen, das zeigt übrigens doch eine nicht gewöhnliche Begabung, die freilich auch nicht jedermanns Sache wäre. Den anderen Bruder, den Grafen von Artois, der dann jener den Kirchlichen so teure Karl X. wurde, schildert die Komtesse mit der Nachsicht, die Frauen für elegante Lumpen zu haben pflegen. Sie berichtet zuerst, wie er plötzlich die Laune hat, die Belagerung von Gibraltar mitzumachen, sich aber dort so feig benimmt, dass der kommandierende General zu den Engländern hinüberschicken muss und sie bitten lässt, nicht zu schiessen, wenn der Prinz sich zeige. Dann schildert sie die Ehe dieses von den Frommen so verehrten Fürsten. Er hat eine Prinzessin von Savoyen geheiratet, einen Ausbund von Hässlichkeit, vollkommen blöd, zuwider und missartig. Er betrügt sie sehr. Sie

vergißt es ihm und tröstet sich mit der Garde. Er entzieht sich ihr nun ganz. Als sie daher nun nach einiger Zeit wieder die Folgen der Tröstungen mit der Garde spürt, wird ihr Angst, sie fürchtet seinen Zorn, rennt zur Königin, bekennt ihr und fleht und flennt sie an, doch beim König und beim Grafen für sie zu sprechen. Die verspricht es, lässt den Grafen kommen und fängt nun lang herumzureden an, weil auch sie sich doch ein bisschen fürchtet. Den Hut in der Hand, steht der gräfliche Schwager ritterlich vor ihr. Endlich entschliesst sie sich doch und sagt ihm also, dass ihn einer von der Garde zum glücklichen Vater gemacht hat. Da wirft er den Hut weg, stemmt die Arme in die Hüften, um besser lachen zu können, und schüttelt sich vor Lachen und ruft: Ach der arme Mann, der arme Mann, wie ich ihn beklage! Der ist genug bestraft! Die Königin erwidert: Meiner Treu, was habe ich mich denn dann so aufgeregt? Aber dann gehen Sie zum König, um ihm zu sagen, dass Sie der Gräfin verzeihen! Er beteuert: Aber gern, vom Herzen gern, ach, der arme Mann, der arme Mann! Doch der König ist strenger und straft den Schuldigen hart, indem er ihn nach den  
110 Kolonien verschickt. | Wozu man freilich bei Hofe meint, er hätte dann die ganze Kompagnie nach den Kolonien schicken müssen. So schildert die Komtesse die Ehe des kirchenstrengen Karl X., der ja doch noch einmal heilig gesprochen werden wird, er hat es sich um die Frömmigkeit und Sittlichkeit durch seinen Eifer verdient.

Die Komtesse findet ihn dann in London wieder, im Exil. Er lebt dort von einer englischen Pension, kommt aber nicht aus, weil er eine verschwenderische Geliebte hat, und hilft sich nun, indem er von Zeit zu Zeit mit Emissären einen neuen Plan berät, in Frankreich einzufallen, in der Vendée oder in der Bretagne, worauf sich Herr Windham, der Kriegsminister Pitts, immer wieder dүpiieren lässt, ihm einige tausend Pfund zuzuschiessen. Davon kommen zweihundert oder dreihundert an irgend einen armen Teufel, der sich dafür irgendwo an der Küste erschliessen lassen muss, den Rest zehrt die schöne Verschwenderin auf. Die Komtesse behauptet nicht, dass der Graf diesen Schwindel angeordnet hätte. Er müsse von ihm aber gewusst haben, und so hat er ihn schweigend gebilligt. Mehrere Male. Bis Herr Windham ihn entdeckte und dem

Grafen etwas lebhaft seine Meinung sagte. Die Komtesse hat das von Herrn Windham selbst. Uebrigens, sagt sie, war es allgemein bekannt.

Eines Tages wird der Bruder des Generals Frotté zum Grafen von Artois nach London geschickt. Er soll diesen bestimmen, heimzukehren. Die Vendée ist verloren, wenn nicht ein königlicher Prinz kommt. Grosser Rat. Artois und seine Getreuen, Bischöfe und Barone. Herr v. Frotté schildert beredt, wie wichtig es ist, dass der Prinz zu kommen sich entschliesse, wie alle auf ihn hoffen und harren, wie er allein noch alles retten kann. Die Getreuen stimmen zu, es sei notwendig, es sei unvermeidlich. Nun geht man ins Detail. Die ganze Reise wird besprochen. Man wählt das Gefolge. Alles wird beschlossen. Der Graf von Artois ist schweigsam und scheint zuzustimmen. Endlich fragt Herr v. Frotté feierlich: Ich kann also meinen Bruder verständigen, dass Eure Hoheit kommen? Da fällt einer der Getreuen ein, ein Baron Roll, ein Deutscher: Erlauben Sie | noch einen Augenblick, ich kommandiere die Garden des Grafen 111 von Artois und bin also dem König verantwortlich für die Sicherheit des Grafen – können Sie mir bürgen, Herr v. Frotté, dass dem Grafen nichts geschehen wird? Darauf Herr v. Frotté: Ich büрге, dass wir Hunderttausende sind, die sich töten lassen, bevor ein Haar von seinem Haupte fällt; mehr kann ich nicht sagen. Darauf der Kommandant der Garden: Ich wende mich an Sie alle, meine Herren, ist das eine genügende Sicherheit, darf ich zustimmen? Darauf alle einstimmig: Nein, unmöglich. Und nun hob der Graf von Artois die Sitzung auf, indem er Herrn v. Frotté sagte, er wünsche ihm glückliche Reise und bedaure sehr, auf einen Plan verzichten zu müssen, den Herr v. Frotté doch selbst für untunlich erkennen müsse. Dieser aber, erst ganz fassungslos, schlug nun mit der Faust auf den Tisch und schrie fluchend, sie verdienten es gar nicht, dass sich so viele tapfere Männer für sie opfern wollten! Man erinnert sich unwillkürlich an ein Wort der Marie Antoinette zum Baron v. Gogulat, als der König dem Grafen von Provence befohlen hatte, aus Koblenz zurückzukehren, und der Baron die Weigerung des tapferen Bruders brachte: Sie töten uns, sie erwürgen uns, der

Prinz liefert uns aus, er ermordet uns. . . . Caïn, Caïn! . . . Es bleibt uns also nichts als der Tod.

Unsere Komtesse ist über diese Taten des Grafen von Artois, künftigen frommen Königs Karl X., manchmal recht ärgerlich, aber sie hört doch niemals auf, ihn insgeheim zu bewundern. Weil er nämlich wirklich elegant ist. Das scheint ihr wichtiger. Sie sieht ihn einmal mit dem Prinzen von Wales zusammen, da wird sie ganz schwärmerisch. Der Prinz von Wales hat ja auch die besten Manieren, aber es sind eben nur Manieren, beim Artois ist es die Natur selbst. Nichts gleicht seiner Anmut, seiner Würde, la tournure, le costume, la façon d'entrer, de sortir, tout cela était incomparable.

Die ganze höfische Zeit ist in den paar Worten. La façon d'entrer, de sortir entscheidet alles. Es gilt nicht, was ein Mensch ist oder wirkt, sondern wie er sich zeigt. Se passionnant pour toutes les  
112 petites choses et restant | froid devant les grandes, sagt die Komtesse einmal von dieser Zeit. Was merkwürdig mit einem Worte von La Rochefoucauld stimmt: Ceux qui s'appliquent trop aux petites choses, deviennent ordinairement incapables des grandes. Und man begreift das ungeheure Jauchzen der Menschheit, als dann Napoleon erschien, ein Wirklicher, der im Grossen gross war.



## Lektüre

Der zweite Band der Memoiren der Komtesse de Boigne. Man wird der guten Tante immer neidischer um ihren Sinn. Es ist nicht schwer, durch die Menschen zu schauen, wenn man sich nur nicht gleich abschrecken lässt; aber meistens wird uns bald so bang, dass wir lieber nichts mehr sehen wollen, denn wir haben Furcht, die Menschen, wenn wir sie kennen, nicht mehr ertragen zu können. Da wir sie trotzdem aber nicht entbehren können oder dies doch glauben, lügen wir uns lieber was vor. Weshalb ältere Leute immer mehr die Neigung zeigen, sich jeden in einer gewissen Entfernung zu halten, so weit nämlich, dass der Schein bleibt. Sie haben erfahren, dass sich in der Nähe kein Mensch hält: die Lüge, die er um sich macht, zerfällt. Unsere menschlichen Beziehungen sind aber auf diese Lügen eingestellt. Kommt ihnen einmal der wirkliche Mensch aus, so stehen wir wie vor einem unbekanntem Tier. Auch vor uns selbst ja, wenn es uns einmal geschieht, aus dem aufgezwängten, angetriebenen, eingekeilten Menschen, der unsere Gedanken denkt und unsere Taten tut, in den natürlichen zu fallen. Weshalb auch die meisten sich so schrecklich vor Leidenschaften ängstigen und gar lieber die dümmste Gesellschaft erleiden, als mit sich allein zu sein, aus Furcht, dann einmal sich selber zu begegnen . . . und das denken sie sich nicht schön. Wer erträgt sich selbst? Wer erträgt den wirklichen Menschen? Und wenn einer den Mut und die Vermessenheit und einen ruchlosen Stolz, ihn zu ertragen, hätte, wie kann der dann zu den künstlichen zurück und lebt in ihren Verabredungen, mit ihren Verheimlichungen fort? Diese kluge kleine Gräfin hat es

114 können. Sie sieht | die Menschen durch, erkennt die Schwäche der Mächtigen, das Nichts der Grossen, die Angst der Stolzen, macht wie Nüsse die Lügen auf und fährt dann fort, den Erbärmlichen zu huldigen, die Lächerlichen zu verehren und die Verächtlichen

immer noch ein bisschen gern zu haben. Das Gescheiteste für jeden, der die Menschen erkannt hat, aber in der Welt, was man die „Welt“ nennt, bleiben will, weil er keinen Timon in sich fühlt, und auch nicht die Kraft, eine neue Menschheit so stark zu verlangen, dass sie daraus werden muss. Das Gescheiteste, das Einzige. Und wer es kann, wird sich dann noch sehr gut unterhalten. Besonders mit jenen, die das Geschäft betreiben, Beispiele der Menschheit zu sein. Zu diesem Geschäft gehört nämlich, dass einer die Menschen erkannt hat, aber nur die anderen, nicht sich selbst, und nun zu ihnen wie vom Monde herab spricht. Für sie hat die gute Gräfin ihren feinsten Spott. Da ist Benjamin Constant, Kenner der Seelen, Kündler unserer Verschwiegenheiten, Künstler der Menschenverachtung. Und einer, der diese Verachtung der anderen zu seinem eigenen Stolz macht. Den zeigt sie. Es fällt ihr nicht ein, an einem so hohen Herrn zu zweifeln. Sie zeigt ihn nur. Es ist in den hundert Tagen. Er bandelt damals gerade mit der Récamier. Plötzlich also heisst es: Napoleon kommt wieder. Entsetzen der Récamier vor ihrem alten Feinde. Und, ihr zu gefallen, sie zu trösten, sich an seiner Unerschrockenheit zu berauschen, setzt sich Benjamin also hin, um gegen den Kaiser zu schreiben und ihm seinen ewigen Hass zu schwören. Es wird gedruckt und erscheint im „Moniteur“ am 19. März, aber schon in derselben Nacht verlässt Ludwig XVIII. die Stadt. Der König geflohen! Man denke sich den Schreck, als Benjamin das hört. Er will fort. Kein Pferd, kein Wagen zu haben. Er irrt herum. Er traut sich nicht heim. Er verkriecht sich irgendwo. Hier glaubt er sicher zu sein. Da klopft's. Die Polizei! Er bricht zusammen. Er ist schon tot. Wie wird der Furchtbare sich rächen! Man schleppt ihn zu Fouché. Dieser ist sehr höflich: der Kaiser wolle ihn sogleich sehen. Seltsam. Er kommt in die Tuileries. Alle Türen öffnen sich. Der Kaiser erscheint, sehr gnädig. Benjamin | muss sich setzen, und der Kaiser spricht. Er hat aus der Vergangenheit 115 gelernt, er hat auf Elba viel nachgedacht, er begreift jetzt manches, er sieht seine Fehler ein, er kennt jetzt die Bedürfnisse der Zeit. Der grösste Fehler seiner Verwaltung war, so ausgezeichnete Männer wie Benjamin zu vernachlässigen. Dies soll jetzt anders sein. Er hat sich entschlossen, eine Verfassung zu geben, und wendet sich nun

an Benjamins hohen Geist, Benjamin soll sie schaffen. Man denke sich Benjamin! Eben noch vor dem Kerker bebend und jetzt plötzlich zum kleinen Solon ernannt! Ihm wurde vor Aufregung übel. Er war hingerissen von Bewunderung für den grossen Kaiser, der die Verdienste Benjamin Constants so gerecht verstand. Und der Verfasser des Artikels im „Moniteur“ vom 19. war am 22. Staatsrat und Herold Bonapartes. Er kam mit einiger Angst zur Récamier. Aber dieser war es auch lieber, mit der neuen Regierung gut zu stehen. Nur hatten sie Pech, es war gleich wieder aus, Bonaparte sank, der entflohene König kam zurück, und nun erst wurde Benjamin verachtet, weil er sich verrechnet hatte. Er unterliess nichts, um in der öffentlichen Meinung wieder anzulegen. Er machte sich an Frau v. Krüdener, die damals eben die „neuen leid’gen Zauberpfeifen“ blies. Er schlich überall herum. Endlich entschloss er sich, ein Schreiben an den König abzufassen, das diesem sein Verhalten erklären und ihn von seiner Redlichkeit überzeugen sollte. Er kam damit zur Récamier und trug ihr den Plan vor. Den anderen Tag fragte sie ihn: „Nun?“ Er antwortete: „Der Brief ist fertig.“ Sie fragte: „Und sind Sie zufrieden?“ Er versicherte: „Sehr. Ich habe mich fast selbst überzeugt.“ Beim König aber gelang es ihm nicht. Und so war unser Benjamin einige Monate später ein Führer der Opposition. Doch fällt es der Gräfin nicht ein, ihn zu tadeln. Sie denkt: So sind die Menschen! Und freut sich, wenn sie wieder ein Beispiel hat. Das ist der Reiz dieser Erzählungen. Ihre Pointe steckt darin, dass sie keine zu haben scheinen. Es wird nur erzählt. Etwa vom Grafen Chabot, der dann Prinz von Leon und endlich Herzog von Rohan wurde. Jung, sehr hübsch, Dilettant in allen Künsten, ein bisschen Maler, | ein bisschen Sänger, kommt er nach Neapel und gefällt der Königin, der Karoline Bonaparte. Ein heftiger Flirt beginnt. Sie gehen zusammen spazieren, sie schreiben sich. Die Königin wird ganz verrückt und zeigt es. Und schliesslich schickt sie ihm den Schlüssel einer heimlichen Tür, die in ihr Zimmer führt. Sie wird ihn diese Nacht erwarten. Er kommt. Aber am anderen Morgen erhält er seine Pässe; er soll Neapel noch am selben Tage verlassen. Zugleich verlangt ein Bote der Königin die Schatulle mit dem Schlüssel zurück. Und von diesem Tage an, erzählt die Gräfin

noch, hat die Königin, die sich vorher unaufhörlich mit ihm zu beschäftigen schien, seinen Namen nicht mehr ausgesprochen. Herr v. Chabot konnte niemals den Grund dieser Ungnade begreifen, da er doch wusste, dass er keinen Augenblick den schuldigen Respekt vergessen hatte. Und aus. Kein Wort sagt die Gräfin mehr.

Von Anekdoten, kleinen Zügen, klugen Lehren wimmelt's. Da ist ein armer junger Tänzer der Pariser Oper, der sich von seiner Frau betrogen glaubt. Er kommt zum berühmten alten Vestris und weint ihm vor. Und Vestris redet ihm zu und will ihn trüsten und sagt: „Und dann, mein lieber Freund, schau, in unserem Stand, beim Theater – Hörner! Weisst du, damit geht's wie mit den Zähnen. Anfangs, wenn man sie kriegt, da tut's freilich schon teuflisch weh. Aber dann, wenn man sie erst einmal hat, gewöhnt man sich nach und nach und schliesslich, siehst du, lernt man damit essen.“ Ein anderes Mal erzählt sie von der jungen Luise de Condé, einer frömmelnden Prinzessin. Und sie sagt: „Der liebe Gott tat einem leid, weil sie ihn nicht einen Augenblick in Ruhe liess; ich habe sie ein Gebet sprechen hören, weil ihr ein Knäuel Wolle unter den Stuhl gefallen war.“ Und dazwischen setzt sie, ganz leichtin, nebenbei, so merkwürdige Regeln der Erfahrung, wie diese: „Es gibt Verhältnisse von solcher Gefahr und so niederschmetternd, dass ihnen nur wenige Menschen gewachsen sind. Die Gescheiten schon gar nicht. Den Dummen gelingt's noch eher, weil sie sie nicht begreifen.“ |

117

Es geht mir aber jetzt seltsam: solche Dokumente vom Menschen machen mich eigentlich am Menschen ganz irre. Und mir ist, als ob man, je mehr man vom Menschen weiss, ihn nur immer weniger kennen würde. Wer sich aber dann von ihm ab zur Natur kehrt, findet in ihr zum Menschen zurück. Er merkt nämlich dann: das, was wir den Menschen nennen, was sich in solchen Anekdoten zeigt, was wir an seinen geschichtlichen Erscheinungen bald verehren, bald verachten müssen, ist sozusagen nur ein vom Menschen verfälschter Mensch. Er pfuscht in einem fort an sich in die Natur hinein, ihren Ruf, den Trieb verleugnend, durch seinen Verstand, mit welchem er sich klüger als sie dünkt, die ihn nun ruhig gewähren lässt,

sicher, dass er ihr doch niemals entkommt. Immer versucht der historische Mensch, aus sich einen anderen zu machen; immer stellt die Natur den ihren wieder her, und wenn er sie schon völlig verdrängt glaubt, fühlt er sich immer wieder von ihr beherrscht, immer anders und doch immer gleich. Denn die Gedanken der keimenden Zelle bestimmen den Menschen und enthalten sein Gesetz. Was er später bewusst hinzufügt, kann es hemmen, kann es stören, aber das Gesetz ist stärker. Wer das einmal fühlend erkennt, dem kann nicht mehr viel geschehen. Wird ihm unter den Menschen, diesen künstlichen Menschen, schwer und vor ihrem Wähnen bang, so macht ihn ein Blick zur wehenden Wiese hin, zu den strahlenden Sternen auf frei, der Blick ins Geheimnis. Und so wird er zuletzt auch jenem künstlichen Menschen wieder gut, dessen Stolz und vermessener Wahn es doch nur war, der ihn das Geheimnis öffnen trieb. Der Wahn hat den Menschen wissend gemacht, wissend um die Natur. Und sie wissend erlöst er sich jetzt vom Wahn.

Wenn mir an Napoleon etwas schauerlich ist, nehme ich einen Tropfen ins Mikroskop. Dann verstummt die Furcht. Und ich weiss seitdem erst, welchen Trost Frömmigkeit gibt.

Manche halten sich an die Bibel. Geht's gut oder schlimm, ein Spruch aus ihr muss den Tag vollenden. Sich nicht ins Einzelne zu verlieren, die Stunden an die Ewigkeit zu binden, über sich empor zu sehen, rufen | sie das alte, heilige Buch an. Ich will das selbe.  
118 Aber ein anderes Buch, ein neues, für unheilig verrufen, gibt es mir. Wenn der Tag entweicht, wenn rings alles schweigend wird, wenn die Nacht schwarz im Garten steht, und nur in der Ferne schlägt noch manchmal ein Hund oder leise stösst der Wind an, dann muss ich jetzt immer, mir den Tag zu schliessen, diese Tafeln nehmen: Haeckels Kunstformen der Natur. Urtiere sind's, aber man glaubt bei den Schätzen eines Wunderschmiedes, irgend eines himmlischen Laliue zu sein. Schalen von Urtieren sind's, aus Kiesel, aber noch kein menschlicher Künstler hat jemals edleren Schmuck erträumt. Und ich sitze mitten in der stillen Nacht und schaue die Formen des Schleims. Und alles, was der Mensch braucht, um fest und stark und kühn zu sein, lebensfroh und lebensfromm, kann ich hier schauen, Urmutterweisheit geht auf, hier ist aller Fragen Antwort.

Art der Deutschen ist es, alles in seinem Kreis zu lassen. Der Künstler weiss von der Wissenschaft, der Gelehrte von den Künsten nichts, und kein Staatsmann vernimmt die beiden. Wäre jeder einmal nur ein Jahr im Metier des anderen, sie würden wunderbar gedeihen. Ich habe mir in diesen Tafeln Rat aufgefunden, den ich niemals hier gesucht hätte. Maler, herbei! Dichter, herbei! Hier sind eure Geheimnisse. Hier hat sich mir das Geheimnis der Form gelöst. Hier wird es offenbar.

Form ergibt sich aus zwei zusammenstossenden Kräften. Das Gebot der Natur, sich ihren Bedingungen anzupassen, stösst auf den Trieb des Geschöpfs, selbst und eigen und einzeln zu sein. Ohne jenes hätte das Geschöpf keine Grenze. Ohne diesen würde das Geschöpf zur blossen Figur seiner Bedingungen. Erst indem sie sich begegnen, indem sie sich messen, Kraft an Kraft, Stoss um Stoss, indem sie sich vergleichen, wird das Geschöpf determiniert. Natur sagt: Du musst! Geschöpf sagt: Ich will! Jenes ringt mit diesem, und was sich ergibt, ist die Form. Durch sie wird im allgemeinen das Einzelne, wird an der Notwendigkeit die Freiheit bewährt. Das Geschöpf gehorcht der Natur, aber jedes in seiner besonderen, ganz eigenen, ganz ein|zigen Art; und so drückt es eben im Gehorsam 119 noch sich selbst aus. Das Geschöpf merkt der Notwendigkeit sein Zeichen ein, dieses ist die Form. Woraus also folgt, einmal, dass sie nichts Willkürliches, sondern immer ganz bestimmt ist, nämlich durch den Prall der Notwendigkeit auf die bildende Kraft des Geschöpfs, und dann, dass sie nichts Allgemeines, nichts „Ewiges“ sein kann, weil sie ja doch durch sie gerade nur das Geschöpf, das Einzelne, der Augenblick behaupten will.

Zu solchen Gedanken kommt mir ein Aufsatz von Georg Simmel im letzten Heft der „Neuen Rundschau“ eben recht. Ich habe immer mehr das Gefühl, dass die Kenntnis des Menschen, wie er sich vor den anderen und auch vor sich selber zeigt, des Menschen in der Gesellschaft, des Menschen einer Klasse, des Menschen in der Geschichte, uns seinem Wesen nur entrückt, und dass das wirkliche Leben der Menschheit in einer Region geschieht, von der man aus jenem geschichtlichen Menschen nichts erfährt. Zwei

Menschen lernen sich kennen, ihre Gedanken, ihre Meinungen, ihre Wünsche stimmen ein, alles findet sich zusammen, und es scheint, dass es Menschen von derselben Art sind. Was sie sagen, was sie tun, was sie wollen, alles bringt sie zusammen. Dann aber kommt es vor, dass sie sich dennoch hassen müssen; grundlos, sinnlos, meint man. Oder es kommt auch vor, dass zwei, die sich, wie man meint, durchaus nicht verstehen können, so weit entfernen sich ihre Meinungen, Gewohnheiten, Empfindungen, dennoch sich jeder vom anderen wie magisch angezogen fühlen. Bei manchen wird uns schlecht, wenn sie ins Zimmer treten; aber sie denken wie wir, tun dasselbe, bestätigen uns sozial. An anderen ist uns nichts recht, nur haben wir sie gern. In der Ruhe, wo wir aus dem Kopfe handeln, verhalten wir uns mit den Genossen unserer Gesinnungen. In der Leidenschaft, wo wir tieferen Impulsen folgen, zeigt es sich, wie schwach die Gesinnung ist: wir hören dann nur noch auf unsere Liebe und unseren Hass. Und jeder hat einmal erfahren, dass er in den grossen Momenten gar nicht selbst entscheidet, nicht jener, der in den Beziehungen | zur Welt zu sein glaubt, sondern ein anderer in ihm, einer unten, der unbewachte Mensch, zu dem hinab die formenden Mächte von Sitte, Bildung, Zucht niemals dringen. Diesen unbewachten Menschen aus dem täglichen, dem geschichtlichen, dem politischen (oder wie man immer den nennen mag, den wir uns vorzuspielen gedrillt werden) auszulösen, scheint mir Simmels Sinn. Chemie der Menschheit, sozusagen. Es wird immer von Menschen gesprochen: was der Mensch will, was er soll, was aus ihm wohl noch wird. Nun wollen wir ihn einmal zerlegen. Wir wollen trennen, was die Natur aus ihm und was dann er selbst, auf eigene Faust, aus sich gemacht hat. Und wollen fragen, wie viel von diesem dann ihm schon wieder zur Natur geworden ist, zu seiner zweiten Natur, und wie diese jetzt sich zu jener, zur ersten, verhält, und ob dieser geschichtliche, dieser politische Mensch, auf jenen natürlichen gepfropft, ihn veredeln kann oder ihn verderben muss, sich entwickeln kann oder verdorren muss, ein Abweg oder ein Umweg oder ein Durchgang war, in dem sich die Natur verloren oder verirrt oder verjüngt hat. Erst wenn der Mensch einmal, so zerteilt, vor uns liegt, können wir mit ihm experimentieren. Und

dann erst werden wir das grosse Experiment wagen dürfen, zu welchem alles, was wir sind und tun, mit Leidenschaft hindrängt: das auf den neuen Menschen.

# Laiengedanken über die Wahlen in Österreich

121

Berlin, 31. Jänner 1907

Zum erstenmal soll in unserem alten Oesterreich jetzt versucht werden, einen wirklichen Staat aufzurichten. Nicht mehr zum Vortheile, nicht mehr nach den Launen einzelner, nicht mehr für die „Familien“, für irgendwelche Klassen, irgendwelche Sippen, sondern nach dem Willen, den der Streit aller Kräfte zuletzt ergibt, aus den Bedürfnissen der gesamten Nation heraus soll jetzt regiert werden. Zum erstenmal ist eine wahrhafte Politik bei uns möglich geworden, die nichts als der Ausdruck unserer Wirklichkeiten zu sein hat. Es ist uns möglich geworden, wirklich zu werden. Bisher war alles nur Tand und Trug, in Schminken, hinter Masken. Jetzt zum erstenmal wird uns gewährt, unser wahres Gesicht zu zeigen. Man wird jetzt erst sehen, wie dieses Land eigentlich ist, was es will, was es kann. Aber damit sind wir jetzt auch alle verantwortlich geworden. Früher sind wir ja nur Fremde im eigenen Lande gewesen; zum Schein, zum Spass haben wir in der Posse der politischen Ränke gelinde mitspielen dürfen, aber niemals war es der Wille der Nation, der geschah. Jetzt wird dieser herrschen. Da hat der einzelne keine Ausrede mehr. Das neue Recht ist eine neue Pflicht. Bisher waren wir Opfer jeder schlechten Regierung. Fortan würden wir ihre Mitschuldigen sein.

Wir haben das allgemeine Wahlrecht. Dies bedeutet: unser Staat, bisher Werkzeug der wenigen zur Unterdrückung der vielen, kann jetzt zur politischen Form unserer wirklichen Bedürfnisse, unserer Entwicklungen, unserer wirtschaftlichen und geistigen Wahrheiten werden. An uns ist es, ihn durch die Tat dazu zu machen. Es gilt  
122 keine Ausrede mehr. Nun muss jeder aus seinem Winkel heraus. |

Ausdruck, Form der wirtschaftlichen und geistigen Wahrheit in unserem Lande, des wirklichen Lebens unserer Nationen soll dieser neue Staat sein, der jetzt beginnt. Was der sorgenschwere Bauer hinter seinem Pfluge, was der notbedrängte Arbeiter, was der Städter in seiner Hast, was der einsame Künstler, was der vorschauende Denker, was jeder für sich braucht, kann er fordern, sein Gebot misst sich mit dem des anderen, und der beste Wille, jener, der die höchste Kraft einzusetzen hat, ringt sich durch. Dies haben wir uns errungen. Jetzt wollen wir es uns auch zu behaupten wissen.

Aber da lächeln die Spötter klug und sagen: „Wir sind neugierig, wie lange es dauert, bis euer Rausch verflogen sein wird. Und neugierig auf euren Kater. Der kann nicht ausbleiben. Von einem ‚wirklichen‘ Oesterreich träumt ihr? Abwarten. Es wird sich bald genug zeigen. Denn kein Zweifel, ihr lieben Enthusiasten: Euer wirkliches Oesterreich wird klerikal sein!“

So will man es jetzt aus den politischen Sternen lesen. Ein klerikales Oesterreich! Dafür habt ihr am Ende mit all eurer Leidenschaft nur gerungen!

Wird das neue Oesterreich, wird dieser Ausdruck der österreichischen Wirklichkeit, wird er wirklich klerikal sein? Sind wir es denn? Wer unter uns ist es denn?

Dazu müsste man aber vorher erst einmal fragen: Was ist klerikal?

Was ist klerikal? Ich kenne manche Herren dieser Partei und einige schätze ich sehr. Aber ich weiss keinen unter ihnen, der mir den Eindruck machen würde, fromm zu sein. Fromm ist, wer seinem armen menschlichen Verstande nicht zutraut, den Rätselfäden beizukommen in welche unser banges Leben eingewoben ist, und wer deshalb immer in Erwartung der Geheimnisse steht, in Erwartung der ewigen Wunder, die aus jedem neuen Tage auf uns niederfallen. Fromm ist Kant. Fromm ist Goethe. Fromm ist Beethoven. Fromm ist Nietzsche. Fromm ist Haeckel. Fromm ist jeder, der weiss: denn er hat die Enge des Erkennens erkannt. Fromm ist jeder, der will: denn er spürt, dass der Drang, der ihn zur Tat stösst, aus Regionen kommt, | welche jemals zu erblicken uns verwehrt bleibt. Fromm 123

ist jeder, der liebt: denn er fühlt sich Urmächten untertan, die tief unten im Dunkel drohen. Von solcher Frömmigkeit hab' ich an manchem alten guten Pfarrer in unseren Bergen droben, an manchem Benediktiner, der in seinem Stift über einem vergilbten Homer sitzt, eine heilige Spur, aber an unseren eleganten Kardinälen, an unseren in Religion dilettierenden Prinzen hab' ich nichts davon bemerkt.

Religion, nach der alle menschliche Bildung ringt, Religion, ohne welche niemals menschliche Gesittung war, Religion, in welche jede Wissenschaft, jede Kunst der Menschen endet, ist ihrem Wesen nach das Persönlichste, das der Mensch hat, sein heimlichstes Eigentum, das er mit keinem andern teilen kann, weil sie nur ein anderes Wort für „Selbst“ ist, für das unverlierbare, unteilbare, unsagbare Selbst, in das wir ewig eingeschlossen bleiben. Religion ist die Abrechnung, die jeder bei sich mit seinem Leben macht. Er kann sie für keinen andern machen, weil er kein anderes Leben als das eigene mit eben dieser Macht der grossen Geheimnisse spüren kann. Aus Religion eine Partei zu machen, aus dem Persönlichsten eine allgemeine Sache, aus Geheimnissen etwas Oeffentliches, ist der frechste Verrat an ihr.

Nein, niemand lässt sich mehr täuschen, als ob, wer klerikal ist, es aus Frömmigkeit, aus Religion wäre. (In England wie in Italien ringen jetzt einige, die Jungkatholiken, die Neukatholiken, verzweifelt um das Recht, innerhalb ihrer Kirche fromm sein zu dürfen; und mit welcher Erbitterung wird es ihnen versagt!) „Klerikal“ hat mit dem Glauben nichts zu tun. Es ist immer nur die Gesinnung einer politischen Partei gewesen, die kein anderes Programm hat, als eben den Glauben, die religiöse Stimmung der Massen für die Mächtigen, für die herrschenden Klassen auszubeuten, um so jene diesen gefügig zu machen und ihnen auszuliefern.

Klerikal sein heisst, den eigenen Bedürfnissen, den eigenen Entwicklungen, dem eigenen Leben entsagen, sich selbst aufopfern einem fremden Willen, einer fremden Ueberzeugung, einer fremden  
 124 Macht. Wollen wir das? Aber das | haben wir ja immer gehabt! Und doch nur, weil uns das unerträglich wurde, haben wir uns endlich erhoben und für jeden dieses Recht verlangt, nach seiner

eigenen Kraft am allgemeinen Willen mitzuwirken! Nur um nicht mehr klerikal zu sein, was wir, ob es auch manchmal anders schien, wirklich bisher immer gewesen sind, als Entrechtete, Enteignete unseres Willens, nur um nicht mehr klerikal, sondern jetzt Herren unseres Lebens zu sein, haben wir uns dieses Recht ersiegt! Und hätten es nur ersiegt, um ihm sogleich wieder zu entsagen? Hätten nur gekämpft, um des Kampfes einzigen Preis dann sogleich zu verleugnen?

Ich deute mir die Sterne anders, die meiner Heimat leuchten.

# Die Unsicherheit in Österreich

Da Sie jetzt, lieber Freund, zu den Erwählten gehören und ein Mächtiger sind, will ich nicht hinter den anderen zurückstehen. Alle laufen Ihnen jetzt mit Bitten nach: der um ein Amt, der um ein gutes Wort beim Minister, der für seine Tante, die von einer Trafik träumt. Auszuteilen, meinen die Menschen ja, sei der Abgeordneten eigentliche Bestimmung; hier finden sich und versöhnen sich die Meinungen der sonst entzweiten Parteien. Ich habe gelernt, dass es nicht gut ist, sich solchen allgemeinen Sitten zu widersetzen; alter Brauch trägt seinen tief geheiligten Sinn in sich, den man ehren soll. Ich will es, ich will auch meine Bitte nennen. Jeder hat ja seine Sorge, seinen Wunsch. Vom guten alten Saar wird erzählt, er habe, als ein Hoher ihn aufforderte, sich etwas auszubitten, diesem gesagt: Könnte man nicht etwas tun, Hoheit, dass es in Wien nicht gar so zieht? Ich weiss nicht, ob ich mehr Glück haben werde, wenn ich Ihnen, Hoheit des Volkes, sage: Könnten Sie denn nicht etwas tun . . . gegen die Unsicherheit in Oesterreich?

Hebbel hat einmal gesagt, man kann mit einer geladenen Pistole umgehen und man kann mit einer ungeladenen Pistole umgehen, aber mit einer Pistole, von der man nicht weiss, ob sie geladen ist oder nicht, kann kein Mensch umgehen. Dies erleben wir in Oesterreich Tag für Tag. Man kann es sich nämlich einrichten, wenn etwas erlaubt ist, und man kann es sich einrichten, wenn etwas verboten ist; wenn man aber nie weiss, was erlaubt und was  
126 verboten ist, kann sich kein Mensch das Leben einrichten. |

Sie werden mich gleich verstehen. Sie sind doch sicher schon einmal auf dem Damm einer Bahn gegangen, neben den Geleisen, nicht? Man geht dort sehr angenehm. Allerdings steht auf der Tafel, dass es streng verboten ist. Aber hat Sie das je gestört? Mich

auch nicht. Denn wir wissen, dass man bloss, wenn der Wächter kommt, das richtige Gesicht zu machen hat. Der Wächter kommt und schaut, wer es ist. Man kümmert sich aber gar nicht um ihn, sieht ihn nicht einmal an und geht nur noch etwas langsamer, recht behaglich, bleibt wohl auch stehen, blickt ins Land hinaus, weit herum, oder klopft mit dem Stock an die Schienen. Meist genügt das; der Wächter grüsst artig und lässt uns vorbei. Genügt es einmal nicht, ist der Wächter noch ungeübt und erküht sich, uns zu bemerken, dass das eigentlich verboten ist, so schaut man ihn ruhig an, lacht, achselzuckend, und sagt, ohne sich aufzuhalten: Ja, ja, lieber Freund, ich weiss schon! Ein bisschen ungeduldig, ein bisschen drohend, aber doch gemütlich herablassend, als ob man, gut gelaunt, es ihm weiter nicht nachtragen würde, sagt man das und geht gelassen weiter. Dann ist es mit der Kühnheit des Wächters sicher aus, und wenn er sich nur ein wenig auf sein Amt versteht, entschuldigt er sich noch sehr, worauf man ihn auf die Schulter klopfen und [ihm] eine Zigarre (wenn man eine schlechte für solche Fälle bei sich hat) schenken kann. Und man macht noch einmal das richtige Gesicht und geht dann weiter, der Wächter aber steht und denkt, dass es für ihn doch schwer ist, weil er den Leuten ansehen soll, ob einer nicht ein Graf oder gar ein Hofrat oder mit einem Hofrat bekannt ist. (Unser ärgster Hochadel ist nämlich entschieden der der Hofräte, das wissen Sie doch?)

Diese Landessitte ist an vielen Bübereien schuld, die ich verübt habe. Ich kam als junger Mensch, noch nicht Zwanzig, auf Ferien immer nach Linz, wo mein Vater Notar, Gemeinderat, Landesauschuss, allerhand Autorität war, und da gefiel es mir besonders, einen sehr netten, dicken Polizisten zu quälen, indem ich in seiner Gasse plötzlich, mitten in der Nacht, fürchterlich zu brüllen begann oder auf eine Laterne stieg, um da zu trommeln. Hatte | er mich, schwitzend, schnaufend, schimpfend, doch endlich eingeholt, 127 so war ich ganz ruhig und sagte nur vergnügt: „Aber, aber! Was wollen Sie denn, kennen Sie mich denn nicht? Ich bin doch der Sohn vom Notar Bahr!“ Niemals aber gab ich nach, bevor er mich holte; ich hätte die ganze Nacht gebrüllt. Einmal erfuhr es mein Vater; ich glaube, der Dicke selbst hat ihm sein Leid geklagt. Er

war wütend und mochte nicht wenig erstaunen, als ich, von ihm gescholten, gelassen erwiderte, ich täte das auch keineswegs zu meinem Vergnügen, es sei mir schon sehr fad, sondern ich täte es aus Empörung und nur, um unsere Zustände zu prüfen und einmal zu sehen, wie weit das geht, was bei uns den Söhnen der guten Familien alles erlaubt ist. (Denn wir hatten auch einen Hofrat zum Onkel.) Es war dumm, aber ich schäme mich heute noch nicht: ich hatte doch recht, freilich auf eine wunderbarlich verworrene Art. Mir hat später einmal einer erzählt, der ein Freund des bayrischen Königs Ludwig war und es ihm einst vorwarf, oft so hart und grausam und unmenschlich gegen Diener zu sein, wie dieser da plötzlich zu schluchzen und zu jammern begann, mit Wut und in Verzweiflung: „Ich will ja nur sehen, ob ich denn alles, alles darf! Warum wehrt sich denn keiner? Es macht mich toll!“ Ich verstehe das. Und ich glaube, dass einen Menschen, wie gross oder klein er sei, nichts so zerstören und entmenschen und vertieren kann, als das Gefühl der Macht. Und ich bin manchmal schon recht froh, dass mein Vater doch nur ein Notar in Linz war . . .

Also lieber Freund, dies ist der erste Grad der Unsicherheit in Oesterreich: Das Gesetz gilt nur für manche. Sie erinnern sich an die hübsche Geschichte voriges Jahr, wie sich eine Gräfin, die verhaftet werden sollte, einfach nicht verhaften liess; sie fand das unpassend, und man sah es schliesslich ein. Und Sie wissen auch, wie man etwa bei uns mit solchen Liebenberger Sünden verfährt: der Kellner oder Dragoner wird eingesperrt, der andere nie. Nichts ist verboten, wenn man die Beziehungen hat. Wenn man aber die  
128 Beziehungen nicht hat, ist eigentlich nichts erlaubt. |

Wenn man die Beziehungen nicht hat, kann man nie sicher sein. Mein alter Onkel, eben jener Hofrat, pflegte zu sagen: „Es gibt keinen Menschen, der nicht täglich dreimal das Kriminal verdient, wenn nur der Richter will!“ Manche Gesetze sind eigens darauf angelegt. Sie haben nur diesen Zweck, Menschen, die man sonst nicht einsperren könnte, doch einsperren zu können. Sie kennen ja jene Verordnung vom ich weiss nicht wievielten April 1854, nach welcher die Studenten so gerne behandelt werden. Sie hat den Vorzug, dass sie nämlich immer passt. Um ihr zu verfallen, genügt

es, dass man hustet, raucht, pfeift oder schliesslich auch nur auf der Gasse geht oder steht. Natürlich wird sie nur angewendet, wenn man sie braucht. Also nur gegen Menschen von so verruchter Unschuld, dass eben durchaus kein anderer Paragraph auf sie passt. An solche Fälle muss ja, das gebe ich schon zu, der Gesetzgeber doch auch denken. Wie käme man derlei Menschen denn sonst bei, wenn man es braucht? Man will aber bei uns dafür vorsorgen, allen Menschen beizukommen, wenn man es braucht. Nur dass nun der Untertan nie weiss, ob man es gerade braucht, auch ihm beizukommen – sehen Sie, verehrter Legislator, das ist der zweite Grad der Unsicherheit in Oesterreich.

Der dritte ist der Wechsel des Erlaubten und Verbotenen je nach dem Ort, nach der Zeit und, sozusagen, nach dem Wetter, das oben ist. Man hat noch nichts, wenn man unsere Gesetze kennt: denn sie wirken anders in jedem Bezirke, mit jedem Quartal, unter jedem neuen Minister. Weshalb bei uns wichtiger als die Kenntnis der Gesetze stets die Kenntnis der Behörden ist. Um sagen zu können, was in irgend einem Falle verboten oder erlaubt ist, genügt es nicht, die Paragraphen nachzusehen, sondern man muss wissen, wer eben Staatsanwalt, wer Richter ist. Dies wird Interpretieren genannt. Und unsere Juristen lachen einen aus, wenn man versucht, eine Verordnung aus dem Texte zu deuten, während es doch, versichern sie, niemals auf diesen, sondern immer nur darauf ankommt, ob es oben regnet oder die Sonne scheint. Oder wie die Juristen es nennen: auf die Praxis, welche mit den Damenmoden um | die Wette läuft. 129  
 Jahrelang weiss man, dass man dies und das nicht darf. Plötzlich erfährt man, dass man dies und das doch darf. Ist jenes Gesetz aufgehoben? Nein. Wir haben nur plötzlich einen netteren Minister. Man weiss aber nie, ob er es morgen noch sein wird. Es kann geschehen, dass er morgen nicht mehr Minister, und es kann auch geschehen, dass er morgen zwar noch Minister, aber nicht mehr nett ist. Oft fragt man mich: Warum tun Sie das nicht? Ich antworte: Ist denn das nicht mehr verboten? Man erwidert: „Verboten ist es eigentlich schon noch, aber es wird nicht mehr verboten. Sie müssen wissen, seit Koerber haben wir eine viel mildere Praxis. Seit Koerber ist dies alles nicht mehr möglich.“ Aber auf einmal ist

dies alles doch wieder möglich, es regnet auf einmal wieder. Und wirklich, mit einer Pistole, die jetzt ungeladen ist, um, nachdem man sich eben versichert hat, dass sie gewiss ungeladen ist, auf einmal unter der Hand wieder geladen zu sein, mit so einer Pistole kann man wirklich nicht umgehen. Weiss ich doch eigentlich gar nicht, ob dies, was ich verlange (dass mir nämlich schliesslich alle Gesetze recht sind, wenn sie nur überall und immer und für alle gelten würden), nicht vielleicht, wenn es oben etwa gerade regnet, auch schon wieder Aufruhr ist. Und ich fürchte, lieber Freund, Sie sind ja leider auch ein Jurist und werden sagen: Ja, das ist halt nicht so einfach! Wir Laien aber denken da anders und meinen: das Gesetz soll eben einfach sein!

Ich weiss schon, was man mir einwendet. Viele behaupten nämlich, diese Unsicherheit in Oesterreich sei die uns eigentümliche, unseren Sitten angepasste Art, allmählich doch frei zu werden, wozu wir uns niemals unmittelbar entschliessen, sondern nur nach und nach hinten herum anschleichen können. Ist es nicht, sagt man, immerhin doch ein Fortschritt, wenn ein dummes oder schlechtes Gesetz, das wir nun einmal haben, wenigstens gelegentlich unterschlagen wird? Ist es nicht besser, dass wenigstens einige Menschen manchmal frei sind? Muss man nicht froh sein, wenn überhaupt ab und zu die Sonne scheint? So ist von solchen „Macchiavellisten aus  
130 der Schule des fidelen Lebens“, | wie der Hebbel-Kuh sie einmal nennt, immer noch jede Luderei bei uns entschuldigt worden; jedem genügt es ja, wenn er nur selbst vielleicht für sich entwischen kann. Nein, lieber Freund, ich bin jener Meinung gar nicht. Ich bin dafür, dass ein dummes oder schlechtes Gesetz, wenn wir es nun einmal haben, dann auch unerbittlich für alle gelten muss. Schon deshalb, weil dann doch eher Hoffnung ist, dass es doch einmal allen zu dumm wird und sie sich wehren.

Nun aber, verehrter Tribun, halten Sie mich doch nur nicht für einen solchen Kretin, den Zweck und Sinn der Unsicherheit in Oesterreich zu verkennen. Ich weiss schon: sie ist kein Zufall, sie hat einen Plan, sie gehört zur österreichischen Erziehung. Menschen, die sich sicher fühlen, wird es schwer, jene Schmiegsamkeit und Dehnbarkeit des Wesens zu gewinnen, die gewünscht wird. Es

soll über jedem eine leise Drohung hängen bleiben, dass schon dafür gesorgt ist, ihn, wenn er missfällt, stets strafen zu können; nicht, weil er etwas getan hat, was verboten ist, sondern weil er ungebührlich denkt und sinnt und lebt, anders als es bequem ist. Und sie soll ein Anreiz sein, dass jeder eifere, gefällig zu werden, bis er zur Belohnung unter jene aufgenommen wird, die alles dürfen. Sie ist ein Mittel der Bildung zum österreichischen Charakter, ich weiss schon, sie gehört zu den Staatsmaximen des alten Oesterreich. Aber wollen wir nicht ein neues? Hiess es nicht, dass wir ein neues wollen?

Es hiess. Vor den Wahlen hiess es. Nun scheinen es sich einige wieder anders überlegen zu wollen. Nun taucht schon wieder das ewige tröstende, trügende Oesterreicherwort auf: Wir sind noch nicht so weit! Nun soll schon wieder alles klein und geduldig sein. Wirklich? So schnell? So wenig braucht ihr, ihr Neuen, um alt zu werden? Es kann euch aber geschehen, dass man euch noch ganz anders überraschen wird. Nein, lieber Mann der Freiheit, ein bisschen müsst ihr schon noch so tun! Ein bisschen müsst ihr doch zusehen, um ein bisschen zu helfen! Ihr habt uns ja sehr bescheiden gemacht. Oder ist es unbescheiden, wenn man bittend fragt, ob sich denn gar nichts machen lässt ... gegen die Unsicherheit in Oesterreich?

## Unterirdische Zensur

Der neue Verein, in welchem sich die dramatischen Schriftsteller Oesterreichs versammeln, hat vor, nächstens einmal ihre Sorgen öffentlich auszubreiten. Es soll mit Männern der Wissenschaft und des politischen Lebens zusammen beraten werden, wie uns etwas geholfen werden könne, besonders gegen jene Macht, durch die wir uns in einer nicht mehr erträglichen Weise bedrückt und entehrt fühlen: gegen die Zensur. Alte Klagen werden erneuert, abenteuerliche Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten der Zensur werden erzählt und es wird gezeigt werden, dass, während sonst der Grundsatz gilt, das Gesetz walten zu lassen, der Autor allein einer regellosen Willkür und unberechenbaren Launen ausgesetzt bleibt. Man wird wieder Beispiele dafür hören, dass in der einen Stadt erlaubt ist, was in der anderen verboten wird, ja, dass in derselben Stadt für jedes Theater ein anderes Mass gilt, ja sogar, dass je nach dem Autor das Urteil der Behörde wechselt, so dass es, eine österreichische Spezialität, hier nicht bloss erlaubte und verbotene Stücke, sondern auch Autoren, die man gewähren lässt, und Autoren, die an der Leine zu führen sind, gibt, weshalb denn hier, um das dramatische Geschäft auszuüben, keineswegs das Talent, Stücke zu schreiben, genügt, sondern auch noch das andere Talent dazu gehört, sich oben beliebt und angenehm zu machen. Es gibt keinen Menschen in Oesterreich, der einem sagen könnte, ob ein Stück, das man vorlegt, erlaubt werden muss oder verboten werden kann. Nichts muss nämlich erlaubt und alles kann verboten werden. Dies hängt von der Person des Zensors ab, an welchen das Stück gerät, es

<sup>132</sup> hängt von den Personen ab, welche mit dem Zensor für | oder gegen das Stück zu sprechen sich veranlasst finden, und es hängt von der Person des Autors ab, der je nach seiner Rasse, seiner Konfession, seiner Vergangenheit, seinen Verbindungen, seinen Gesinnungen

und seinem Leumund eines bequemen oder verdächtigen Menschen behandelt wird. Ausserdem vom Wetter, wie gerade der Wind oben weht. Auch davon, ob man dem Autor den Mut und Freunde genug zutraut, sich zu wehren und einen Skandal zu machen. Ist nämlich der Skandal, den man von einem Verbot zu fürchten hat, stärker als der Skandal, den man an der Gesinnung eines Stückes nimmt, so findet man sich mit ihm ab. Wenn die Autoren die Einsicht, dieses österreichische Verfahren recht zu verstehen, und die Zucht hätten, sich zu organisieren, wirklich zu organisieren, wie die Setzer oder jetzt auch schon die Musiker, so dass es die Behörde jedesmal mit allen zu tun hätte, könnten Wunder geschehen. Aber sie sind arme Hasen.

Dies alles wird also von den Autoren neuerdings vorgebracht werden, Abgeordnete, die man anrufen will, werden flammend reden, man wird sich aufregen, einer will den anderen überbieten, Resolutionen werden gefasst, Depeschen abgeschickt und zuletzt gar, sicherlich, eine Kommission eingesetzt werden, wie schon vor zehn Jahren eine eingesetzt worden ist, sie hat es auch an Eifer nicht fehlen lassen. Und dann ist es wieder gut. Unten ist man zufrieden, weil man weiss: Wir haben ja jetzt die Kommission! Und oben ist man auch zufrieden, weil man sich sagt: Die haben ja jetzt ihre Kommission!

Ich will durchaus nicht spotten. Auch ich meine, dass es notwendig ist, endlich wieder einmal die tückischen Händel der Zensur aufzudecken. Und wer immer den Mut hat, mit zu raten, mit zu ringen, mit zu tun, auf seine Weise, sei mir willkommen. Ich fürchte nur, dass es wieder verhallen wird. Ich glaube nicht, dass wir die Zensur brechen können, bevor wir die Macht einer geschlossenen Organisation haben. Und ich fürchte, dass, bis wir zu dieser Macht gelangen, die klug vorsorgende Behörde so weit sein wird, die Zensur entbehren zu können; sie ist schon auf dem besten Wege dazu. |

133

Ich kann mir nämlich denken, dass man uns vielleicht nach einiger Zeit einen billigen Triumph gönnt und die Zensur aufhebt oder sie doch unter ein Gesetz stellt, weil man sich vielleicht nach einiger Zeit oben sagen wird: Wir brauchen die Zensur gar nicht

mehr, wir werden mit den Autoren ohne sie fertig! Es ist nämlich seit ein paar Jahren ein neues Verfahren erdacht worden, lästige Stücke, ohne sie zu verbieten, weil das unnötig Lärm macht, einfach verschwinden zu lassen. Dieses Verfahren, das mit unserer alten Einrichtung des Schubs eine gewisse Ähnlichkeit hat, indem auch hier kurzer Prozess gemacht und ein Stück, das sich nicht gehörig ausweisen kann, in die Heimat abgeschoben wird, braucht nur noch ein bisschen eingeübt zu werden und die Behörde kann alle Zensur entbehren.

Ich will dieses neue Verfahren einer sozusagen unterirdischen Zensur, die gar nicht ans Licht kommt, an einem Beispiel zeigen. Wird es nötig, kann ich auch die Namen nennen, des erwürgten Autors, des schlotternden Direktors und der fingerfertigen Beamten, die ohne jede Hexerei plötzlich ein Stück in der Luft zerrinnen lassen. Aber zunächst brauchen wir die Namen ja gar nicht. Also: ein Autor schreibt ein Stück, ein Direktor nimmt es an, es wird der Zensur eingereicht. Man ist der Meinung, welche Juristen bestätigen, die Zensur werde ihm nichts anhaben können, weil es durchaus nichts enthalte, wodurch ein Verbot irgendwie zu rechtfertigen oder wenigstens zu beschönigen oder worin auch nur ein halbwegs zulässiger Vorwand dafür zu finden sei. Allerdings verhehlt man sich nicht, dass das Stück vielleicht einigen mächtigen Personen keine besondere Freude bereiten werde. Aber schliesslich hat kein Mensch die Pflicht, mächtigen Personen besondere Freuden zu bereiten, und Stücke sind ja auch nicht bloss dazu da. Nun lässt die Behörde den Direktor rufen und ersucht ihn, das Stück nicht aufzuführen. Der Direktor antwortet: „Das kann ich nicht, der Autor hat einen Vertrag, er wird mich zwingen.“ Die Behörde sagt: „Es ist uns aber lieber, wenn das Stück nicht gespielt wird. Tun Sie uns den Gefallen und arrangieren Sie sich das irgendwie mit dem  
134 Autor! Wir legen Gewicht darauf.“ Der Direktor | versteht, was dies heisst, und versucht es wirklich, mit dem Autor zu arrangieren. Der Autor aber, der den Braten riecht, sagt Nein und besteht auf seinem Vertrag. Der Direktor, dem es, bei aller schuldigen Liebe, die Behörde doch nicht wert ist, eine Konventionalstrafe zu zahlen, sagt ihr jetzt: „Mit dem Autor ist nicht zu spassen, es

war alles umsonst; verbieten Sie doch einfach das Stück und ich hab' Ruh'!" Aber die Behörde sagt: „Was denken Sie! Das geht nicht. Da hätten wir erst Sie nicht gebraucht! Wir können das Stück nicht verbieten. Es ist nirgends zu packen. Tun wir es doch, so schlägt der Autor Lärm, die Zeitungen schreien, das Parlament schreit, er hat nur noch die schönste Reklame, und wir kriegen eine Nase.“ Darauf der Direktor: „So müssen Sie es halt in Gottes Namen erlauben!“ Darauf die Behörde: „Dann kriegen wir doch erst recht eine Nase!“ Und händeringend steht der Direktor vor der Behörde, die zwischen den zwei Nasen sitzt. Und sie sagt: „Es gehört eben zu jenen Stücken, die man ebensowenig erlauben als verbieten kann, weil es sonst auf jeden Fall einen Skandal gibt, den man oben nicht wünscht. Solche Stücke können weder erlaubt noch verboten, sondern sie müssen auf eine unauffällige Art entfernt werden. Wir appellieren an Ihre gute Gesinnung, lieber Direktor! Allerdings kostet die Konventionalstrafe ja Geld. Aber überlegen Sie, ob Sie, wenn wir in Ihrem Theater einmal die Vorkehrungen zur Sicherheit des Publikums genau untersuchen und die ganze Strenge der diesbezüglichen Vorschriften und Verordnungen walten lassen würden, ob Sie das nicht noch viel mehr Geld kosten wird! Glauben Sie nicht?“ Der Direktor verstand. Und er verschwand. Mit ihm das Stück.

Als ich dies erfuhr, wurde mir manches erst klar. Ich verstehe jetzt die Härte jener Verordnungen erst, weil ich jetzt erst ihren eigentlichen Sinn und Zweck erkenne: sie sollen gar nicht vor Feuer schützen, sondern vor unangenehmen Stücken. Es ist einige Jahre her, dass ich mich mit dem Plan trug, in Wien ein Theater zu bauen. Ein Platz war gefunden, ein Architekt bereit und die Summe, die er forderte, gezeichnet. Ich hatte Hoffnungen. Doch unterliess ich nicht, mich mit allen Vorschriften und Verordnungen, | die für die Sicherheit des Publikums erlassen sind, bekannt zu machen, und fand, dass mein Architekt sich nicht an sie gehalten hatte. Ich verlangte dies, er fügte sich, aber da stimmte die Rechnung nicht mehr: der Bau wurde zu teuer, um sich jemals angemessen verzinsen zu können. Ich musste verzichten. Mein Architekt ärgerte sich: „Warum sind Sie auch ein solcher Pedant? Ich hätte mir das

mit der Behörde schon gerichtet. Die Leute sind sehr konziliant. Eine Menge Verordnungen stehen ja nur auf dem Papier; für den Notfall. Und es war mir doch schon ausdrücklich zugesagt, uns auf alle Weise entgegenzukommen. Sonst würde es, bei diesen Verordnungen, ja längst überhaupt kein Theater mehr geben.“ Ich blieb aber fest, denn es war mir ein unangenehmes Gefühl, mit einer österreichischen Behörde zu packeln. Und ich wunderte mich nur, wozu man denn die strengsten Verordnungen erlässt, wenn man sie dann doch nicht hält.

Ich wundere mich jetzt nicht mehr. Denn jetzt weiss ich, für welchen „Notfall“ sie bestimmt sind. Und ich weiss jetzt, warum man „entgegenkommt“. Man will sich den Direktor zum Mitschuldigen machen, um ihn in der Gewalt zu haben. Man will immer in der Lage sein, gegen einen Direktor, der sich unbotmässig zeigt, eine Art passiver Resistenz versuchen zu können. „Es ist uns unbequem, über dieses Stück, das wir nicht verbieten können und nicht erlauben wollen, zu entscheiden. Lasse das Stück also verschwinden! Du willst nicht? Du bestehst auf deinem Recht? Dann wirst du uns zwingen, das Gesetz anzuwenden. Und das hältst du nicht aus!“

So lange wir Verordnungen haben, die gar nicht dazu bestimmt sind, angewendet zu werden, sondern nur als Drohungen wirken sollen, um den eingeschüchterten Direktor zum Bedienten der Behörde zu machen, wird uns alles gegen die Zensur nichts nützen, weil man sich im schlimmsten Falle immer noch mit dieser unterirdischen Zensur zu helfen wissen wird.



## Zwecklos

Nichts kann mich so traurig machen, als Eltern an ihren Kindern herumzanken zu hören, wenn diese jetzt, der albernen Dressur unserer verzerrenden, verdummenden, verödenden Schulen entwischt, untätig aufatmen möchten, in Schiffen oder auf Wiesen liegend, um ins Wasser oder ins Gras, in die Wolken, zu den Bergen, nach Fischen, Krebsen, Libellen, Mücken, Faltern, Raupen, Schnecken zu sehen, nichts als zu sehen, und sehend das grosse Wunder rings zu spüren, in welches wir überall verwoben sind. Aber gleich ruft ihnen die Mutter zu, die einen Strumpf strickt, oder der Vater, der eine Zeitung liest: Beschäftige dich doch! Verschreckt blicken die Kinder dann so schmerzlich auf; sie können's nicht begreifen, was man denn von ihnen will. Es ist die tiefe Verdorbenheit der Eltern, welche die Kinder, der Natur noch näher, durch alle Zucht noch nicht entmenschet, niemals begreifen können. Aber immer heisst es wieder: Beschäftige dich. Immer wird geklagt, dass die Kinder so zwecklos herumstehen. Immer werden sie getrieben, etwas zu tun, nicht müssig zu sein, nicht den Tag zu stehlen. Und die Eltern geben das Beispiel. Sie sind wirklich niemals müssig; es leidet sie nicht, sie müssen sich immer beschäftigen. Auch hier im Freien, am See, Geschäften entrückt, sich wiedergegeben, sollte man meinen, nein, auch hier fahren sie täglich in aller Frühe schon auf: Was tun wir heute, was fangen wir an, wo gehen wir hin? Der Tag muss sein Geschäft haben. Denn sie sind unfähig, zwecklos zu sein. Und sind darauf noch stolz. Es wäre ihnen sonst bang und sie würden sich schämen. Denn sie wissen nicht mehr, dass | der Mensch da ist, um da zu sein, sondern es ist ihnen, als ob er sich in einem fort dafür zu entschuldigen hätte, dass er da ist, und es durch Werke, durch Taten, durch irgend einen Dienst erst wieder gutzumachen und abzubüssen hätte.

Oft möchte ich die Kinder an der Hand nehmen und an mich ziehen, um sie zu schützen und zu ermutigen und ihnen zu sagen: Lasst euch nicht verirren, ihr habt doch recht, die Eltern sind noch weit zurück, ihr aber fühlt schon die Zukunft keimen, in welcher der Mensch, zwecklos geworden, nicht um irgend ein Werk, nicht um irgend eine Tat, um kein Ding mehr leben wird, sondern für sich selbst; dies spürt ihr, bewahrt es euch und hegt es treu, um, wenn ihr einst Männer und Frauen seid, alles dafür einzusetzen, alle Kraft und alle Lust und jeden Trieb, dass es der Menschheit errungen wird, denn um dies allein geht der Sinn unserer ganzen Zeit!

Kinder, mit ihrer Empfänglichkeit für Wahrheit, weil ihnen der Verstand noch nicht von Vorurteilen abgefangen ist, würden mich verstehen. Die Grossen, in starre Gewohnheit eingebohrt, entsetzen sich, wenn man es sagt. Aber alles, was wir wissen, sagt es. Alle Wahrheit über den Menschen, die wir entdeckt haben, sagt es, dass er zwecklos ist. Alles, was wir, seit Denken allmählich wieder erlaubt wurde, denkend wieder erkannt, suchend gefunden, forschend erblickt haben, drängt uns dahin, dass wir den Menschen allen Zwecken entwinden müssen, bis er mit sich allein sein wird. Wer, was wir wissen, versteht und es an sein Leben wendet, ist von Zwecken frei. Nur durch unsere Gewohnheit, alles bloss mit dem Kopfe zu wissen, ohne es ins Leben hinab einzuführen, kann es geschehen, dass wir uns mit abgestorbenen Begriffen noch weiter schleppen. Erringen wir es uns, wonach zuletzt allein jetzt alle Sehnsucht greift, nach unserem eigenen Wissen dieser Zeit zu leben, statt im Nachklang an Vergangenheiten. Dann erst sind wir frei. Und Freiheit ist: den Zweck abzusetzen und dafür den Menschen einzusetzen.

Der Apfelbaum trägt Aepfel. Aber hat er diesen Zweck? Ist er deswegen da, um Aepfel zu tragen? Ja, vom Menschen aus.

|Der Mensch trägt Werke, trägt Taten. Aber hat er diesen Zweck? 138  
Ist er deswegen da, um Taten, um Werke zu tragen? Ja, von Gott aus.

Nehmt dem Apfelbaum den Menschen weg und er trägt Aepfel, weil er blüht, aber er blüht nicht mehr, um Aepfel zu tragen.

Er blüht und trägt nicht mehr für den Menschen. Nehmt dem Menschen Gott weg, und er tut Taten und Werke, weil er ist, aber er ist nicht mehr, um Taten und Werke zu tun. Er ist und wirkt nicht mehr für Gott.

Einen Zweck haben, heisst dienen. Wir haben zu dienen aufgehört. Wir haben keinen Herrn mehr. Der Zweck ist das Zeichen des Herrn. Der Herr ist gegangen, der Zweck ist geblieben. Indem wir uns mit ihm noch immer quälen, sind wir wie herrenlose Diener, in einem Dienste verharrend, der niemandem mehr dient.

Jener an einen persönlichen Gott gläubigen Menschheit war der Zweck eingesenkt. Ihr Bild der Welt ist sehr einfach: ein freundlich strenger alter Herr mit einem langen weissen Bart in seinem Garten, Steine und Pflanzen und Tiere, alles Erschaffene hegend, dass es seinen Willen tun und sein Zeichen sein und ihm dienen soll; und sein höchster Diener, der Mensch, wieder über alles andere Geschöpf gesetzt, dass es dem Menschen dienen soll; und so der Mensch von Gott, jedes Geschöpf wieder vom Menschen nur nach seiner Kraft für den zugewiesenen Dienst, nach dem Grade seiner Tauglichkeit zum Gehorsam, seiner Brauchbarkeit für Gottes Zweck gültig, nur als Mittel, seinen Willen auszuführen und das Reich Gottes darzustellen. So sah damals der Mensch die Welt. Bis dann der ungeheure Sturz jenes bald in Güte, bald zornig lenkenden alten Herrn mit dem schneeweissen Bart in die weit aufgerissene Tiefe der Entwicklung geschah, die ihn nun mit Haut und Haaren verschlingt, um ihn am Ende freilich aus dem Chaos, das ihn vernichtet hat, wiederzugebären, mit wunderbar verwandelter, ins Ewige verjüngter Kraft, indem er jetzt nicht mehr über den Geschöpfen sitzt, sondern in den Geschöpfen treibt, in sie zerstückelt, mit ihnen vereint, mit  
139 allem, was war und | ist und wird, durch das Wunder einer über alle Zeiten rauschenden Hochzeit ewig eins.

Aber mit dem bärtigen alten Herrn war auch der Zweck entstürzt. Kein Schöpfer mehr, kein Geschöpf mehr; kein in Weisheit entworfener, mit Strenge verfolgter Plan; und nichts mehr von Schuld und Sühne, nichts mehr von Verdienst und Lohn. In dieser entherrschten Welt war der Zweck verwaist. Ein Begriff von gestern; eine tote Hand; eine Fusspur entwichener Tritte. Wir wissen jetzt,

unseren Augen kann es gezeigt, mit unserem Verstand bewiesen werden: alles ist Wirkung, nichts hat Zweck.

Das Unheimliche dieser neuen Menschheit ist aber, dass sie nirgends nach dem, was sie weiss, nach dem, was sie denkt, nach ihrer Meinung zu leben wagt, sondern Gesetzen folgt, die sie für falsch erkennt. Wir denken insgeheim, aber verleugnen, was wir wissen. Wir teilen uns ab: einen Bezirk des unerschrockenen Denkens, das nach der Wahrheit greift, und einen anderen des Lebens, wo die Wahrheit verboten ist und alles gilt, was wir für falsch wissen. Und so sind wir gottlosen Menschen Gottes Diener geblieben, und der Zweck, aus dem Ganzen der Welt entsetzt, beherrscht uns.

Nur wird der Zweck jetzt verkleidet. Er nimmt Masken vor. Es heisst nun, dass der Mensch dem Staate, der Nation, dem Guten, dem Schönen, dem Rechten dienen soll. Aber der Staat, die Nation, das Gute, das Schöne, das Recht das sind wieder die Aepfel, die der Apfelbaum trägt. Der Mensch, der wirklich lebt, trägt das Gute, das Schöne, das Rechte. Nicht, weil er soll, sondern weil er muss; weil er es in sich hat, wie der Baum das Blühen. Denkt der Apfelbaum daran, ob uns der Apfel schmecken wird? Wir aber denken in einem fort daran, ob wir schmecken werden, und wissen gar nicht einmal mehr, wem. Das macht den Menschen in der Natur so klein. Alles andere steht fest und sicher da und fragt nicht. Er aber hat ein schlechtes Gewissen, das lässt ihn zappeln. Schlecht ist sein Gewissen, weil es noch immer den verlorenen Zweck nicht vergessen kann. Aber alles andere rings in der Natur weiss und will keinen Zweck, denn es hat den | Trieb, der ist sein Gesetz. Wir müssen unser Gewissen umlernen lassen: Von den Zwecken weg, zu den Trieben hin! Wenn wir endlich den Mut zu unseren Trieben, dann erst werden wir Mut zum Menschen haben. 140

Das unverdorbene Kind sitzt im Schiffe, liegt im Grase und freut sich, da zu sein. Es freut sich, mit seinen Augen zu schauen, mit seinen Ohren zu hören, mit seinen Händen zu greifen. Und dieses Schauen, dieses Hören, dieses Greifen ist ihm mit Seligkeiten voll. Es wünscht sich nichts dazu, denn es hat das Leben. Es schaut, es hört, es greift und ist unendlich reich. Aber dann wird es erzogen, dies alles zu verlernen, sich zu verlernen. Und dann

werden solche traurige Menschen daraus, die Strümpfe stricken müssen oder Zeitungen lesen, um nur ihr verzagt ausschlagendes Gewissen zu betäuben, und vom Leben ganz verlassen sind.

Solchen mit seinem Buben knurrenden Vater hörte ich neulich knirschen: Und was hast du denn überhaupt schon geleistet? Dies ist eine Frage an einen Knecht. Der Knecht gilt so viel, als er nützt. Der Kutscher fragt seinen Gaul, wieviel er heute schon gezogen hat. Denn der Kutscher rechnet, ob ihm der Gaul einbringt, was er frisst. Wer ist denn aber unser Kutscher? Wer gibt uns denn zu fressen? Da wir es uns selbst holen, jeder durch die Kraft seiner eigenen Arbeit, haben wir keinen Kutscher als uns selbst. Aber so tief ist das Knechtische dem Menschen eingesteckt worden, dass er es sich noch immer nicht ausreissen kann. Er schreit nach äusserer Freiheit; innere will keiner wagen, jene innere Freiheit, die dem Menschen keinen Zweck lässt, als welchen er sich selbst setzt. Wer wird den Löwen, wer den Adler fragen, was sie leisten? Sie leisten nichts, als dass sie Löwen und Adler sind. Der Apotheker teilt die Pflanzen nach ihrer Kraft zu heilen ein. Aber die Pflanzen sind nicht da, um zu heilen, sondern indem sie da sind und die heilende Kraft haben, heilen sie. Es ist nicht ihr Zweck, es ist ihre Wirkung. Sei jeder, was er ist, atme sich aus, wirke nach seiner Lust. Ob es den anderen nützt, ist ihre Frage, nicht seine. Den anderen gilt er nach seinem Nutzen für sie. Und nach seinem Nutzen für sie<sup>141</sup> bestimmen sie seinen Preis. Seinen Wert aber bestimmt jeder sich nur selbst, nach der Lust, die er an sich hat. Da sein und sich freuen und diese Freude des Seins auswirken lassen, wie die Sonne aus sich strahlen lassen! Leben und es fühlen und den Kreis um alle menschliche Lust, um alles menschliche Leid ziehen! So wie wir sind. Ohne viel zu fragen, ob „man“ uns so „brauchen“ kann, so wie wir sind. Wer kann den Löwen, wer den Adler „brauchen“? Und es muss doch ganz schön sein.

Oft, wenn ich so Kinder, die man auszankt, weil sie sich nicht beschäftigen, sondern sind, Sehende, Hörende, Fühlende, Lauschende, Lebende sind, wenn ich von den Wundern der Welt verzückte Kinder in ihrer strahlenden Andacht und schmetternden Seligkeit des Daseins sehe, kommt mir vor, ob es nicht wirklich gescheiter wäre,

die Eltern durch die Kinder erziehen zu lassen. Und ich verstehe dann das seltsame Wort, dass wir wie die Kinder werden sollen. Denn sie haben das Geheimnis der Freiheit: Zwecklose Menschen zu sein.

## An Frau von Schuch

Gern träumt mir von einer noch im Fernen, weit vor uns, weit, schwebenden Zeit, in welcher dann kein Mensch mehr nötig hat zu dichten, zu malen, zu schaffen, weil dann, wenn die Ketten von der Menschheit fallen, der Mensch sich unmittelbar darstellen, weil er leben wird. Heute aber drängt es jeden zu dichten, zu malen, zu schaffen um sich zu entladen, aus Not, um doch auch einmal, ein einziges Mal, sich auszusagen, aufatmend von diesen Lügen überall, in welche wir verfesselt sind. Unser ganzes „Leben“ besteht darin, dass wir uns in einem fort verbergen und verleugnen und verstellen müssen, vor uns selbst und vor den anderen die Nützlichen, die Braven, die Brauchbaren spielend, tief erschreckt, wenn einmal unwillkürlich ein menschlicher Wunsch, ein ungebrochener Ton uns verrät; unser ganzes „Leben“ ist immer nur ein Verdrängen, Verstopfen, Verhalten, Verschlucken, Verwürgen des wirklichen Menschen in uns. Und alle haben wir deshalb diesen scheuen Blick des bösen Gewissens, in der tödlichen Angst, ob man ihn nicht doch in uns ertappen wird, den wirklichen Menschen, der verboten ist. Darum machen wir überall solchen Lärm, damit man ihn nicht hören soll, der tief unten schreit. Und fürchten das und wünschen es zugleich, weil dann vielleicht, wenn der Aufschrei des verratenen Menschen im Kreise rings erwidert würde, doch endlich das Ende wäre, das Ende der das Leben erstickenden Gewalt. Danach sehnen wir uns, aber keiner hat den Mut dazu. Und so meinen wir uns dichtend, malend, schaffend zu beschwichtigen und zu betören, und um uns zu betrügen.

143 Dies lassen mir jetzt, verehrte Frau, Ihre Gedichte wieder durch das Herz gehen. Dem Artisten, der in mir | ist, haben sie nichts zu sagen; und manchmal sind es mir nur Worte, die rinnen, Klänge mit Farben, die gleiten, so dahin. Plötzlich aber ist es zuweilen

seltsam, ich muss aufsehen, es horcht in mir. Plötzlich, bei einer Biegung der Verse, wird es mir wie ein Grüßen aus der Ferne. Denn ich höre dann plötzlich in der Ferne schreien. Ich höre aus den Gedichten den verbotenen Menschen schreien.

Und sie haben diese wunderschöne Sehnsucht! Eine Sehnsucht, wie ein helles, kleines Kind, das im Wagerl sitzt, und das weisse Wagerl wird durch den Garten geführt, und das kleine Kind sitzt und schaut und streckt die lieben dummen dicken Hände greifend aus. Wohin? Was will es greifen? Das Kind weiss es nicht, die kleinen Hände wissen's nicht, sie strecken sich nur und greifen aus. Greifen hinaus und möchten das alles, was durch den Busch und über den Bergen glänzt, und die grüne Wiese und die blaue Weite und über den Wolken die winkende Welt und alles möchten sie. Solchen lieben Kinderhänden gleicht Ihre Sehnsucht. Greift hinaus und möchte. Möchte den klaren Bach mit den gelben Dotterblumen und möchte das stille Klingen alter Lieder und möchte Schwerter, die schwirren, und nachschleichende Dolche und Blut und Purpur und Kuss und erleuchteten Saal und das Geheimnis schwarzer Nächte und den Tanz von Sternen und den Ernst der Tannen und möchte, greift und möchte. Plötzlich aber ist sie still, vor Angst, und sie stockt, und dann höre ich, ganz weit, den verbotenen Menschen schreien.

# Die Bücher zum wirklichen Leben

144

(Brief an den Buchhändler Hugo Heller)

Als Sie, lieber Herr Heller, voriges Jahr allerhand Menschen um zehn gute Bücher fragten, fand ich das sehr hübsch. Freilich in einer Art, die vielleicht von Ihnen gar nicht gemeint war. Sie, in Geschäften stehend und dennoch mit einer Geduld, um die ich Sie beneide, dem Glauben an ein unablässiges Vorkommen, Aufstreben Ihrer Kunden treu, wollten diesen helfen. Dem von so vielen Reklamen umringten, vor so lauten Angeboten verlegenen Leser sollte geraten werden. Dies wird Ihre Meinung gewesen sein. Ich wäre mit ihr nicht zu schreibenden Leuten gegangen. Denn wir sind mir verdächtig, dass jeder doch zuletzt immer nur sich sucht und, was er auch suche, immer nur sich finden kann, überall nur sich selbst; und dies umsomehr, je stärker in einem der Künstler ist. Wird uns der Sinn der Welt abgefragt, so deuten wir ihn so, dass alles in ihr auf uns hinzeigt und er sich durch uns erst erfüllt. Lässt man uns die Menschheit einrichten, so hat sie unsere Form, nicht ihre. Und wer von uns „gute“ Bücher wissen will, dem nennen wir solche, welche für uns gut sind, als Ausdruck von uns, Gleichnis von uns, Bestätigung von uns; und wenn wir ehrlich wären, hätte ja jeder nur seine eigenen genannt: denn wer nicht glaubt, dass die Menschen auf ihn warten, um ihr letztes Wort von ihm zu hören, wozu schreibt der und druckt es gar?

Ich fand Ihre Frage sehr hübsch, doch nicht für die Leser, sondern als einen Spiegel der Autoren. So war's auch. Manche schwindelten ein bisschen. Aber das macht nichts: auch im Schwindeln sogar verrät sich der Autor. Die „guten“ Bücher hat man aus den Ant-  
145 worten nicht | erfahren. Aber es wurde deutlich, wie ein jeder, der antwortete, ist. Und bei manchem auch: wie er gern wäre; was ja, hinten herum, auch wieder auf ihn führt. Uebrigens ist dies

im Wesen des Interviews. Wenn ich hundert Menschen über die Blättern frage, so weiss ich zuletzt ungefähr, wie diese hundert Menschen sind, aber von den Blättern gar nichts. Weshalb es auch nicht ganz klar ist, warum sich unsere grossen Zeitungen jetzt immer so sehr bemühen, Herrn Käsmeyer und Herrn Powidl über alles auszufragen, wodurch wir am Ende doch nur mit den Herren Käsmeyer und Powidl immer inniger vertraut werden.

Und jetzt kommen Sie und fragen wieder. Vielleicht aus eben dieser Empfindung, dass wir Ihnen voriges Jahr alle zu „persönlich“ wurden. Und Sie, der die Not der Lesenden weiss, die Sorge von ängstlichen Vätern, die Gier verlangender Jugend, die Sehnsucht stiller Frauen kennt und helfen und raten und leiten will, Sie, vielleicht ein bisschen unwirsch über uns, die auf alles nur sich selbst zur Antwort haben, Sie verengen nun die Frage, Sie möchten uns zwingen, diesmal „sachlich“ zu sein. Es ist mir fast wie ein Symbol: Sie sind mir die Lesenden, das Dunkel der Unbekannten draussen, das Volk im Weiten, das wir drüben rufen und flehen und zürnen hören, weil es glaubt, dass wir die Wahrheit halten, die Wahrheit des Lebens und den Schlüssel der Geheimnisse und das Licht der Erlösungen; hier aber stehen wir, so fern, dass dies dort nur ein schwarzes Branden ist, und wir haben nicht die Wahrheit, noch den Schlüssel, noch das Licht, wir haben nichts als uns und uns strecken wir aus und halten uns, auf andächtig dargebotenen Händen, immer nur uns selbst empor . . . Dies kann nicht immer so gewesen sein; dies kann niemals so gewesen sein; aber jetzt ist es so.

Und was wird man Ihnen antworten? Wird Ihrem jungen Menschen, der ins Leben soll und sich waffnen will, geholfen sein? Meinen Sie denn, wir können aus unserer Haut? „Sachlich“, wir? Meinen Sie? Ich bin neugierig.

Nein, Sie werden von uns nicht erfahren was ihr junger Mensch zum geistigen Leben braucht. Ich kann es | Ihnen auch nicht sagen, <sup>146</sup> weil ich nicht weiss, weder was er von sich will, noch was Sie mit ihm wollen. Dies aber wird seine Bücher bestimmen. Ihm Bücher geben, heisst ihn umformen, ihn ausprägen wollen. Aber wie? Aber wozu? In welche Form? Diese Frage tritt vor. Wollen Sie einen Jobber

aus ihm machen, der Millionen stiehlt, bis er es nicht mehr nötig hat und sich zum allgemeinen Wohltäter pensioniert? Oder einen Hofrat, der den Verstand braucht, amtlich die Niedertracht der Mächtigen zu beglaubigen und das Recht der Gewalt zu beweisen? Einen Dichter, der sein Gefühl und den Frühling und die Liebe und den Tod seines Kindes und die Schauer der Ewigkeit in verdaulichen Versen den Reichen zu fressen gibt? Einen Bettler an Höfen oder bei Mengen? Oder den in Gehorsam eingehüllten Bürger, was man so ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft nennt, eine Stütze, eine Säule der Ordnung, mit Jubiläen und Nekrologen? Oder wären Sie so verrucht und wollen einen Menschen? Einen, der die Verlogenheiten abschütteln wird? Einen, der leben soll, leben und wirklich sein und sich erfüllen, leben?

Das müsste man erst wissen. Und nur dies wird sich wohl aus den Antworten ergeben: was jeder, den Sie fragen, mit dem jungen Menschen eigentlich will. Und daraus dann: wie er sich das nächste Geschlecht denkt. Und also schliesslich: wohin die Meinungen dieser Menschen über unsere Zukunft sich richten. Wählen Sie sie klug, so dass in der Versammlung kein Strahl der heutigen Menschheit fehlt, so wird man erfahren, welche Menschheit, der alten oder einer neuen Art, in ihr nach Form drängt. Es ist keine Frage nach Büchern, die Sie stellen, sondern Sie fragen uns um die Zukunft. Was wir von ihr halten, wie wir sie wollen, was wir ihr zutrauen. Und das könnte sehr merkwürdig werden, wenn Sie nämlich (woran ich zweifle) Leute finden, die den Mut zu sich haben. Denn es ist ein Bekenntnis, das Sie verlangen.

147 Ich will meines gleich sagen. Seit ich erwacht bin denke ich, dass unsere Zeit eine ist, die vorbereiten, abbrechen, aufräumen, gründen, stiften, Altes einsargen, Neues | taufen soll. Dies ist seit bald dreissig Jahren mein Glaube. Damals waren viele mit mir, jetzt bin ich fast allein, die anderen sind ermüdet. Aber ich kann nicht anders. Es gibt ein Geschöpf, das heisst die Schwärmeralge. Ein grüner Faden, der im Wasser hängt. Eine Pflanze. Aber eine Pflanze, die plötzlich aus der Art schlägt: sie fängt auf einmal zu wandern an, sie bewegt sich, sie scheint auf einmal ein Fisch. Andere Pflanzen sagen sicher von ihr Entartung. Denn es steht

einer Pflanze doch nicht zu, ein Tier zu werden. Es scheint auch, sie sieht selbst ein, dass sich das nicht schickt, und nachdem sie ein paar Tage das tierische Leben gekostet hat, wird ihr angst, sie schämt sich, gibt es auf und kehrt in die Tradition zurück, um fortan wieder eine stille Pflanze zu sein, wie es die Väter waren: die Vergangenheit hat über die Zukunft gesiegt, die Verwandlung ist abgeschlagen. Epouvantée de ma dépendance, wie Barrès, hört sie zu schwärmen auf und hält sich an seinen Rat: Je ne puis vivre que selon mes morts. Vielleicht wird man später einmal über das Kapitel von uns schreiben: Schwärmeralgen. Denn dies war unser Schicksal: wir hatten den Trieb, aus der alten Form des Lebens los und in eine neue empor zu kommen, die fühlten wir uns eingeboren, schon streckten wir uns aus, schon waren wir jener entschlüpft, schon wurden wir frei, da hatten wir Angst und ermüdet sanken wir zurück und waren wieder still. Wir hatten den Trieb, aber wir hatten nicht die Kraft. Ob Algen, wenn sie nicht mehr schwärmen, noch manchmal zurückdenken und sich schämen? Oder vielleicht auch noch prahlen, „reif“ zu sein?

Der Schwärmer hört zu schwärmen auf, kehrt zur Pflanze zurück und ist wieder still. Die Natur aber lässt vom Schwärmen nie und wie viele Versuche versagen mögen, sie wird nicht still. Sie wandelt sich ewig ab, von der Pflanze zum Tier und dann das Tier entlang die lange Reihe hinauf und am Menschen hin bis zu uns, tausendmal ermattend, tausendmal aufgerafft, und von uns wieder weiter, über uns hinaus. Wir hören sie in uns rufen und treiben und ungeduldig sein. Aber der Trieb ist stärker als unsere Kraft. Daran leiden wir und lechzen und sehnen uns ab. | Bis Menschen kommen werden, <sup>148</sup> die für ihren Trieb die Kraft haben.

Wenn also mich ein junger Mensch fragt, was er soll und was ich von ihm will, antworte ich: Was wir nur wünschten, sollst du werden, wo wir schwärmten, wirken, was uns entsank, tätig behaupten und es ist dein Problem, die Kraft für deinen Trieb zu finden, ihm gehorche, sie bewähre!

Und wenn ich einen jungen Menschen erziehen sollte, so würde ich es: zur Freiheit von dem, was war, zum Ekel vor dem, was ist, und zur Lust an dem, was wird. (Und eigentlich habe ich ja mit

allem, was ich jemals war und tat, immer nur dies versucht: den Menschen Mut und Kraft und Lust zur Zukunft, zum Morgen, zur neuen Menschheit zu machen.)

Und wenn ich für meinen jungen Mann Bücher suche, so sollen sie mir helfen, ihn Verachtung der Vergangenheiten, die Wunder der Verwandlungen, einen ungemessenen Stolz auf die menschliche Kraft zur Zukunft, ein zügelloses Vertrauen in des Menschen Möglichkeiten und die Leidenschaft zur Grösse lehren.

Eine grosse Zeit erwartet ihn. Aber solche Zeiten brauchen unverzagt selbstgewisse Männer. Er muss an sich glauben lernen. Ich will ihn hochmütig, unfähig zu zweifeln, ins eigene Wesen fest verschlossen. Es soll ihm nicht einfallen können, dass auch er einmal unrecht hätte. Dazu formen den Geist die mathematischen und grammatischen Arbeiten, zwischen welchen er je nach seiner Begabung wählen mag. Also griechische Grammatik oder lateinische Grammatik oder deutsche Grammatik, mit allen ihren Kniffen und Tücken und Finten, deren Beherrschung solche Sicherheit und Verwegenheit gibt, oder dafür die Ränke der höheren Mathematik.

Ist er selbstgewiss, dann werde er glaubensstark. Mit dem Wissen kommt keiner aus; um rasch und mit Zuversicht zu handeln, braucht er heftigere Motive, Impulse, als unsere Kenntnisse geben. Stark im Glauben an den Menschen, an die Zukunft, an ungeheure Wunder, die des Menschen harren. Man sagt jetzt ängstlich: er muss eine  
149 Welt|anschauung, ein Weltgefühl haben. Sagen wir es nur tapfer: er muss Religion haben. Unsere Religion der Entwicklung (nur ist sie noch feig und maskiert sich als Wissenschaft). Also: den ganzen Goethe, den ganzen Darwin, den ganzen Haeckel; Bölsche und Francé und alle diese kleinen gelben Bücher des Kosmos; und die Streitschriften der Monisten und eine Chemie vom Zerfall und Wechsel der Atome.

Wenn er nun, bei seiner ruhigen Klarheit des Verstandes durch Grammatik oder Mathematik, dann an den Märchen der Natur in eine ungeheure Trunkenheit des Willens gerät, so bildet diesen jetzt das erschreckende und aufjagende Beispiel der grossen Männer aus. Der Jüngling lerne ahnen, wie weit es der Mensch mit sich bringen kann, der keinem Gesetz als der eigenen Leidenschaft ge-

horcht. Wir haben freilich keinen Plutarch: unsere grossen Männer sind noch niemals in der schlichten und hohen Art erzählt worden, die ihr Wesen verlangt: weder Leonardo noch Giordano Bruno, weder Cromwell noch Napoleon noch Garibaldi noch Bismarck, weder Goethe noch Beethoven noch Wagner. Aber immerhin: des Leonardo „Frammenti“, Napoleons Briefe und das Mémorial de Sainte-Hélène, Carlyles Cromwell, die Vita di Giuseppe Garibaldi, narrata da Jessie W. Mario, Bismarcks Reden, Bismarcks Briefe, Goethes Gespräche, Goethes Briefe, Beethovens Briefe in Kalischers vortrefflicher Sammlung, Wagner an Liszt, Wagner an die Wesendonck, Wagners Briefe von Wilhelm Altmann, Wagners Schriften und Dichtungen.

Und jetzt, wenn der Jüngling, mit einem ungeheuren Vertrauen auf die Kräfte der Natur, auf die Kräfte des Menschen, erkennt, was wir sein können, zeige man ihm, was wir sind. Also: Marx, Lassalle, Engels; solche Bücher, wie das von Max Winter über das unterirdische Wien, von Stephan Grossmann über die Zuchthäuser, Bücher über Russland. Bücher von den kolonialen Scheusslichkeiten.

Dann wird er reif sein, die grossen Lehrer der Sehnsucht zu verstehen, der Sehnsucht nach einer wirklich lebenden Menschheit: Emerson, Nietzsche, Ibsen. |

150

Und dann, wenn er wund von Sehnsucht ist und vor Wut nach Zukunft knirscht, dann soll er Walt Whitman rauschen hören. Hier ist die Sehnsucht erfüllt, die alte Welt versinkt, der Mensch fängt an. Whitman einatmend, von seinen Kühnheiten hart, von seinen Sicherheiten fest, mag unser Jüngling ins tätige Leben entlassen sein.

Aber ich warne Sie, es wird vielleicht kein Hofrat aus ihm.

## An die freie literarische Gesellschaft in Frankfurt

151

Über mich selbst soll ich Ihnen schreiben? Das wird mir nun freilich nicht gerade leicht. Ich hoffe ja, die Frankfurter werden schon ungefähr wissen, wie ich bin. Und wenn ich dann erst im November vor ihnen stehe, werden sie hoffentlich sehen, dass ich doch eigentlich noch anders bin. Meistens glückt es mir ja gleich, wenn mir eine Stadt nur erst einmal in die Augen sieht, die Legenden auszutreiben, die von mir umgehen. Es heisst nämlich, dass ich alles mögliche Schreckliche sein soll: Symbolist, Dekadent, Ueberwinder und was weiss ich. Dieser höchst ehrenwerte Ruf ist durch ein kleines Missverständnis entstanden. Von je war es meine Leidenschaft, zur Welt Amen zu sagen und dies durch ihre Darstellung zu bekräftigen. Gott zu schulmeistern ist mir alle Lust vergangen. So wie er seine Welt gemacht hat, ist sie mir recht. Und da er nun einmal in seine Welt auch den Menschen eingesetzt hat, will's mir ebenso wenig behagen, dass ich an diesem kritteln und deuteln soll, sondern den Menschen so, wie er vor mir steht und mir erscheint, völlig zu begreifen, und damit ich dies kann, mir darzustellen (wie doch die Blume, den Vogel nur der erst wirklich kennt, der einmal versucht hat, sie mit treuen Fingern nachzuzeichnen), ist mein Sinn. Und anders konnte ich nun auch als Kritiker nicht sein. Ich habe mir niemals angemasst, einem das Wesen vorzuschreiben, das er haben sollte, sondern mich nur immer bemüht, das Wesen abzuschreiben, das er hat, wie man den Vogel abzeichnet oder die Blume. Da man aber in Deutschland an eine hofmeisternde Kritik gewohnt ist, wird,  
152 wer es unterlässt, jeden Autor auszuzanken, sogleich verdächtig, | als ob er gemeinsame Sache mit ihm machen würde, und sogleich wenn man sagt: Hier ist ein Symbolist! gilt man selber dafür und stellt man dann morgen einen Naturalisten dem Leser vor, so wird

man deshalb ein Verräter genannt. Mir aber macht's halt eine Freude, den grossen Tiergarten Gottes, der die Menschheit ist, mir ruhig anzusehen und dann den anderen zu erzählen, was sich mir darin alles zeigt. Ich sage: Bitte, meine Herren, hier ist jetzt ein Nashorn und dieses Nashorn sieht so und so aus! Und immer geschieht dann das Missverständnis, dass man es aufnimmt, als wenn ich damit sagen wollte: jeder muss jetzt ein Nashorn sein und es darf nichts als Nashörner mehr geben! Und kein Mensch ahnt, wie oft ich indessen bei mir selber denke: Gott, ist dieses Nashorn scheusslich! Nur sage ich mir dann bei mir: Es ist nun aber einmal da. Und ich will ja nichts als was nun einmal da ist und wie's nun einmal da ist, zu begreifen und darzustellen suchen. Auf die Gefahr hin freilich, dass man mich nun selber immer für das Nashorn hält. Sei's! Wer so schnell mit seinem Urteil ist, dem will ich es nicht stören. Ist es einem ernst zu wissen, wie ich wirklich bin, der kann es ja erfahren aus meinen Werken.

## EDITORISCHE NOTIZ

Diese Ausgabe von „Buch der Jugend“ folgt dem Text der Erstauflage im Verlag von Hugo Heller, Wien und Leipzig 1908.

Der ursprüngliche Seitenumbruch ist im Text durch „ | “ markiert und die Zahl der neu beginnenden Seite jeweils in der Marginalspalte vermerkt. Ergänzungen des Herausgebers sind in eckige Klammern gesetzt.

Offensichtliche Satzfehler wurden berichtigt. Orthographische Besonderheiten wurden nur dann berührt, wenn aus Schreibweisen im übrigen Text ersichtlich ist, dass es sich um Fehler handelt. In die Interpunktion wurde nur eingegriffen, wenn Verständnisschwierigkeiten entstehen könnten. Eine Ausnahme bildet die stillschweigende Ersetzung doppelter Anführungszeichen („...“) durch einfache (‘...’) innerhalb bereits geöffneter Anführungszeichen. Alle anderen Eingriffe in den Text werden ausgewiesen.

Korrigiert wurden demgemäß folgende Stellen:

- S. v      schwang das Kappl auf mich zu **statt** schwang das Kappl, auf mich zu
- S. 9      Ihr lasst ihn euch träumen! **statt** Ihr lässt ihn euch träumen!
- S. 13     er hat diese Mutter gehabt, die Frau Rat **statt** er hat diese Mutter gehabt, die Frau Rath
- S. 16     so hat sich die Frau Rat **statt** so hat sich die Frau Rath
- S. 20     Neu wirkt das natürlich **statt** Neu, wirkt das natürlich
- S. 33     das sich plötzlich wie beim Namen genannt hört? **statt** das sich plötzlich wie beim Namen nennen hört?
- S. 42     Und allmählich wurde so die Meinung **statt** Und allmählig wurde so die Meinung
- S. 46     dar Ahnl, da hinten **statt** dar Ahnl, da hirten

- S. 49 zweiter Band 1887), verstauben **statt** zweiter Band 1887)  
verstauben
- S. 59 auf die Strasse hinab **statt** auf die Strasse herab
- S. 60 Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung **statt** Scherz,  
Ironie, Satire und Ernst
- S. 62 bedeutete dem Lakai kurz **statt** bedeutete den Lakai kurz
- S. 63 jenen „schalkisch scheinenden Humor **statt** jenem „schal-  
kisch scheinenden Humor
- S. 64 geht das höhere Leben auf! **statt** geht das höhere Leben  
auf?
- S. 77 wenn einst überall **statt** bis einst überall
- S. 85 Es heisst deshalb, was es auch von Mitterwurzer **statt** Es  
heisst deshalb, was es, auch von Mitterwurzer
- S. 96 nun langsam in den Himmel ableitend **statt** nun langsam  
in den Himmel ableitend
- S. 98 dem Lärm der anderen **statt** dem, Lärm der anderen
- S. 100 zu brechen, ist **statt** zu brechen, is
- S. 103 dem aufdämmernden Kinde **statt** dem aufdämmerndem  
Kinde
- S. 109 Erzählungen einer Tante! **statt** Erzählungen eine Tante!
- S. 110 immer sich schmiegend, zugleich **statt** immer sich schmie-  
gend zugleich
- S. 117 Caïn, Caïn! **statt** Cain, Cain!
- S. 117 La Rochefoucauld **statt** Larochehoucauld
- S. 120 Plötzlich also heisst es **statt** Plötzlich also heist es
- S. 125 Genossen unserer Gesinnungen **statt** Genossen unserer  
Gessinnungen
- S. 128 Euer wirkliches Oesterreich **statt** Euer wirkliches „Oester-  
reich
- S. 133 mochte nicht wenig erstaunen **statt** mochte nicht wenig  
erstaunten
- S. 139 ein Stück in der Luft zerrinnen **statt** ein Stück in die Luft  
zerrinnen
- S. 144 Nehmt dem Apfelbaum **statt** Nehmt den Apfelbaum
- S. 152 immer inniger vertraut werden. **statt** immer inniger ver-  
traut werden

- S. 157 sie mit treuen Fingern nachzuzeichnen), ist mein Sinn.  
**statt** sie mit treuen Fingern nachzuzeichnen) ist mein Sinn.



# ÜBERSETZUNGEN

Von Bernhard Bolech (Französisch) und Bettina Feuchtenhofer  
(Latein)

- S. 11    taciturn ... : wortkarg
- S. 30    Nel ciel ... : Im Himmel war ich und sah, wovon Bericht zu  
geben nicht weiß und nicht vermag, wer dorthin kehrt.
- S. 37    Gradus ad Parnassum : Gang zum Parnass
- S. 53    Quand déjà on ... : Wenn man schon Cunin heißt, warum  
sich dann noch Gridaine nennen?
- S. 54    in hoc signo vinces ... : In diesem Zeichen wirst du siegen
- S. 54    quod erat demonstrandum : was zu beweisen war
- S. 55    o mi Fili ... o mea Filia : Mein Sohn! ... Meine Tochter!
- S. 55    sub, super, subter ... in : unter, über, unten ... in
- S. 60    nexus idearum : Verbindung der Ideen
- S. 98    taedium vitae : Leid des Lebens
- S. 100    el camino real : der königliche Weg
- S. 105    à cause des ... : Aufgrund der törichten Ideen, die man uns,  
seit wir drei Jahre alt waren, in den Kopf gesetzt hat.
- S. 106    L'Etape : Die Etappe
- S. 106    la vie est ... : Das Leben ist die Erprobung des Gedan-  
kens. Das Unglück beweist die falsche Vorstellung wie die  
Krankheit die schlechte Hygiene
- S. 106    L'Emigré : Der Emigrant
- S. 106    la Tragédie du noble : die Tragödie des Edelmanns
- S. 107    strictes exigences de la vertu : strenge moralische  
Ansprüche
- S. 107    instant d'aberration : Moment der Verwirrung
- S. 107    ostracisme ... : Scherbengericht ... gegen die alten Famili-  
en

- S. 107 Dans le mot . . . : Im Wort Vaterland steckt das Wort Vater, patria, pater [Vaterland, Vater]. Das ist das Frankreich, so wie es unsere Väter gemacht haben, das Vaterland, oder es ist gar nichts. Das Gesetz ist die Tradition, so wie sie sie uns zu erhalten vermacht haben, oder es ist gar nichts.
- S. 107 Prenez de l'eau . . . : Nehmt Weihwasser, stumpft ab!
- S. 110 „Récite d'une . . . : „Erzählungen einer Tante“. Memoiren der Gräfin de Boigne, geborene d'Osmond, herausgegeben von Monsieur Charles nach dem Originalmanuskript.
- S. 110 seulement une causerie . . . : nur das Geplauder alter Damen, Salonkletsch
- S. 111 souper dans les cabinets : Nachtmahl in den inneren Räumen
- S. 112 Coucher : [das] zu Bett Gehen
- S. 112 Cercle : Audienz
- S. 114 Être la jolie . . . : Unter den schönen Frauen die modischste zu sein, erschien ihr die erstrebenswerteste Auszeichnung, und dieses Vergehen, einer großen Königin unwürdig, war der einzige Grund ihres Unrechts, welches man so grausam überzeichnete.
- S. 114 un moyen de . . . : Mittel zum gesellschaftlichen Erfolg
- S. 117 Caïn, Caïn! : Kain, Kain!
- S. 117 la tournure, le costume . . . : die Gestalt, die Kleidung, die Art einzutreten, den Raum zu verlassen, all das war unvergleichlich.
- S. 117 La façon d'entrer, de sortir : die Art einzutreten, den Raum zu verlassen
- S. 117 Se passionnant . . . : Sich für alle kleinen Dinge begeisternd und den großen gegenüber kühl bleibend
- S. 117 Ceux qui s'appliquent . . . : Jene, die sich mit den kleinen Dingen zu viel Mühe geben, gehen gewöhnlich der Fähigkeit zu großen verlustig.
- S. 154 Epouvantée de ma dépendance : Entsetzt über meine Abhängigkeit
- S. 154 Je ne puis . . . : Ich kann nur gemäß meinen Toten leben

- S. 156 Mémorial de Sainte-Hélène : das Memorial [Aufzeichnungen Napoleon Bonapartes] von Sankt Helena
- S. 156 Vita di : Das Leben von
- S. 156 narrata da : geschildert von



# PERSONENVERZEICHNIS

Unsichere Identifizierungen und fehlende Angaben sind durch „?“ gekennzeichnet. Anspielungen wurden, soweit möglich, aufgelöst.

## A

Abraham a Sancta Clara  
(1644-1709), 54  
*Abraham s. Ernst Theodor  
Amadeus Hoffmann*, 65  
*Alfons s. William Shakespeare*, 84  
Altmann, Wilhelm (1862-1951),  
156  
Angela von Foligno (1248-1309), 37  
Angelus Silesius d.i. Johannes  
Scheffler, 99  
Appia, Adolphe (1863-1928), 21,  
23  
Archilochos (um 680-um 645 v.  
Chr.), 38  
Arnim, Bettina von (1785-1859),  
16  
Arouet, François Marie  
(1694-1778), 103

## B

Bach, Johann Sebastian  
(1685-1750), 32  
Bahr, Alois (1834-1898), 132, 133  
Balzac, Honoré de (1799-1850), 47  
Barrès, Maurice (1862-1923), 154  
Baudelaire, Charles (1821-1867),  
61  
*Baumert s. Gerhart Hauptmann*, 84  
*Beatrice s. Mary Shelly*, 90  
Beethoven, Ludwig van

(1770-1827), 19, 21, 23–26,  
30, 35–38, 56, 62, 128, 156  
Behrens, Peter (1868-1940), 21  
Beyle, Marie-Henri (1783-1842),  
103–105  
Bismarck, Otto von (1815-1898),  
156  
Böhme, Jakob (1575-1624), 99  
Bölsche, Wilhelm (1861-1939), 155  
Bonn, Ferdinand (1861-1933), 14  
Bourget, Paul (1852-1935), 105,  
106  
Brontë, Charlotte (1816-1855), 53  
Bruckner, Anton (1824-1896), 19  
Brunetière, Ferdinand (1849-1906),  
105  
Bruno, Giordano (1548-1600), 156  
Büttner, Hermann (1859-1916), 99  
Burckhard, Max (1854-1912),  
67–72

## C

*Carlos s. Friedrich Schiller*, 86  
Carlyle, Thomas (1795-1881), 156  
Caroline Bonaparte (1782-1839),  
121, 122  
*Cenci s. Mary Shelly*, 90, 91  
Charles X. von Frankreich  
(1757-1836), 114–117  
Cilli ?, 49  
*Clavigo s. Johann Wolfgang Goethe*,  
50

- Constant de  
Rebecque, Henri-Benjamin  
(1767-1830), 120, 121
- Craig, Edward Gordon (1872-1966),  
21
- Cromwell, Oliver (1599-1658), 156
- Crusoe*, Robinson s. Daniel Defoe,  
50
- Cunin-Gridaine, Charles  
(1804-1880), 53
- D**
- Dante, Alighieri (1265-1321), 30
- Darwin, Charles (1809-1882), 105,  
155
- Defoe, Daniel (1660-1731), 50
- Devrient, Karl August (1797-1872),  
81
- Diederichs, Eugen (1867-1930), 99
- Dingelstedt, Franz von  
(1814-1881), 19, 20
- Dionysos, 85
- Dorothea s. Johann Wolfgang  
Goethe*, 44
- Duse, Eleonora (1858-1924), 26
- E**
- Eckhart von Hochheim (um  
1260-1328), 97, 99
- Elektra s. Euripides*, 92
- Emerson, Ralph Waldo  
(1803-1882), 156
- Engels, Friedrich (1820-1865), 156
- Ernst Ludwig von Hessen und bei  
Rhein (1868-1937), 77, 78
- Euripides (480 od. 485/486-406 v.  
Chr.), 92
- Eysoldt, Gertrud (1870-1955), 26,  
90
- F**
- Fidelio s. Ludwig van Beethoven*,  
19, 21, 23, 26
- Fischer, Samuel (1859-1934), 64
- Flaubert, Gustave (1821-1880), 99
- Florestan s. Ludwig van Beethoven*,  
23-25
- Förster, August (1828-1889), 81
- Fortuny, Mariano (1871-1949), 21
- Fouché, Joseph (1759-1820), 120
- Francé, Raoul Heinrich  
(1874-1943), 155
- Franz von Piesenham d.i. Franz  
Stelzhamer, 40
- Freud, Sigmund (1856-1939), 31
- Friedrich von Homburg s. Heinrich  
von Kleist*, 84
- Frotté, Louis de (1766-1800), 116
- G**
- Garibaldi, Guiseppe (1807-1882),  
105, 156
- George von Wales (1762-1830), 117
- Gerold, Carl (1783-1854), 49
- Girardi, Alexander (1850-1918), 54
- Görres, Joseph (1776-1848), 37, 99
- Goethe, Catharina Elisabeth  
(1731-1808), 11-17
- Goethe, Johann Wolfgang  
(1749-1832), 11-13, 15, 17,  
35, 36, 39, 44, 50, 59, 70,  
128, 155, 156
- Gogulat ?, 116
- Goltz, Alexander Demetrius  
(1857-1944), 21
- Gottfried Wunderlich s. Max  
Burckhard*, 71
- Grabbe, Christian Dietrich  
(1801-1836), 60
- Grabisch, Josef ?, 99
- Grillparzer, Franz (1791-1872), 19,  
40, 86
- Großmann, Stefan (1875-1935),  
156
- H**
- Haeckel, Ernst (1834-1919), 50,  
105, 123, 124, 128, 155

- Hamlet* s. *William Shakespeare*, 22, 84, 86
- Harden, Maximilian d.i. Felix Ernst Witowski, 35
- Hartleben, Otto Erich (1864-1905), 99
- Hartmann von Aue (?-um 1220), 44
- Hasenauer, Karl von (1833-1894), 75
- Hauptmann, Gerhart (1862-1946), 84
- Hauteroche, Michel Moulin d' (1771-?), 116
- Hebbel, Friedrich (1813-1863), 94, 131, 135
- Heine, Christian Johann Heinrich (1797-1856), 54
- Heller, Hugo (1870-1923), 151
- Henschel* s. *Gerhart Hauptmann*, 84
- Herder, Maria Karoline (1750-1809), 11
- Hermann* s. *Johann Wolfgang Goethe*, 44
- Hörmann, Theodor von (1840-1895), 93
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1776-1822), 30, 63-65, 106
- Homais* s. *Gustave Flaubert*, 99
- Homer, 129
- Horaz (65-8 v. Chr.), 114
- Hoyos, Rudolf von ?, 50
- I**
- Ibsen, Henrik (1828-1906), 93, 105, 156
- Isolde* s. *Richard Wagner*, 26
- J**
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1743-1819), 11
- Jane Eyre* s. *Charlotte Brontë*, 53
- Joseph II. von Österreich (1741-1790), 73, 103
- Juncker, Axel (1870-1952), 99
- K**
- Kainz, Josef (1858-1910), 59, 81-88
- Kalischer, Alfred Christlieb (1842-1909), 156
- Kant, Immanuel (1724-1804), 128
- Kathi ?, 51
- Kauffmann ?, 64
- Kerr, Alfred (1867-1948), 26
- Kleist, Heinrich von (1777-1811), 58, 60, 84
- Klimt, Gustav (1862-1918), 19, 26, 36-38, 90
- Klinger, Max (1857-1920), 35-38, 90
- Knigge, Adolph von (1752-1796), 62
- Koerber, Ernest von (1850-1919), 134
- Kreisler, Johannes d.i. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, 30, 63, 65
- Krüdener, Juliane von (1764-1824), 121
- Kuh, Emil (1828-1876), 135
- L**
- Lalique, René (1860-1945), 123
- Landauer, Gustav (1870-1919), 99
- Lange, Carl Georg (1834-1900), 21
- Langen, Albert (1869-1909), 93
- Lassalle, Ferdinand (1825-1864), 156
- Laube, Heinrich (1806-1884), 19
- Lefler, Heinrich (1863-1919), 21
- Leonardo da Vinci (1452-1519), 156
- Leonore* s. *Richard Wagner*, 21, 24, 26
- Lessing, Gotthold Ephraim (1729-1781), 54
- Liliencron, Rochus von (1820-1912), 57
- Liszt, Franz (1811-1886), 156

- Louis XVI. von Frankreich (1754-1793), 110–115
- Louis XVIII. von Frankreich (1755-1824), 114, 120, 121
- Louise de Condé (1757-1824), 122
- Ludwig II. von Bayern (1845-1886), 133
- Lusson ?, 112
- M**
- Macasy, Gustav (1871-1905), 89–94
- Machiavelli, Niccolò (1469-1527), 135
- Mahler, Gustav (1860-1911), 19, 26
- Maistre, Joseph de (1753-1821), 110
- Makart, Hans (1840-1884), 20
- Mann, Heinrich (1871-1950), 93
- Maria Theresia von Sardinien (1756-1805), 114
- Marie Antoinette (1755-1793), 113–116
- Mario, Jessie (1832-1906), 156
- Markovics, Ignaz von ?, 50
- Marx, Karl (1818-1883), 105, 156
- Mayreder, Rosa (1858-1938), 64
- Meister Eckhart d.i. Eckhart von Hochheim, 97, 99
- Messalina, Valeria (25-48), 53
- Michelangelo Buonarroti (1475-1564), 62
- Mildenburg, Anna von (1872-1947), 26
- Mitterwurzer, Friedrich (1844-1897), 85
- Mörke, Eduard (1804-1875), 64
- Morway, Susanne ?, 32, 33
- Moser, Karl (1906-1988), v–vii
- Moser, Koloman (1868-1918), 21, 22
- Müller, Hans von (1875-1944), 65
- Murri, Romolo (1870-1944), 97
- N**
- Nako, Berta von (1820-1882), 50, 52
- Napoleon Bonaparte (1769-1821), 117, 120, 121, 123, 156
- Nestroy, Johann Nepomuk (1801-1862), 54
- Nicoulland, Charles (1854-1923), 110
- Nietzsche, Friedrich (1844-1900), 83, 105, 128, 156
- O**
- Olbrich, Josef Maria (1867-1908), 21, 73–79
- Olivia s. William Shakespeare*, 10
- Orest s. Euripides*, 92
- Osmond, Charlotte Louise Eleonore Adelaïde d' (1781-1866), 109–117, 119–122
- P**
- Pascal, Blaise (1623-1662), 107
- Pater, Walter (1839-1894), 56
- Paulus von Tarsus (?-nach 60), 31
- Penthesilea s. Heinrich von Kleist*, 58, 60
- Philoktetes s. Sophokles*, 85
- Pichler, Karoline (1769-1843), 40
- Piper, Reinhard (1879-1953), 99
- Pitt, William (1759-1806), 115
- Plutarch (um 45- um 125), 6, 156
- Polonius s. William Shakespeare*, 84
- R**
- Raosidl s. Franz Stelzhamer*, 45, 46
- Rebekka s. Henrik Ibsen*, 93
- Récamier, Julie (1777-1849), 120, 121
- Redlich, Josef (1869-1936), 131–136
- Reinhardt, Max (1873-1943), 21
- Rochefoucauld, François de La (1672-1739), 117

- Rodin, Auguste (1840-1917), 37, 90
- Rohan-Chabot, Louis Auguste (1788-1833), 121, 122
- Roll ?, 116
- Roller, Alfred (1864-1935), 19, 21, 23–26
- Romeo s. William Shakespeare*, 84, 86
- Rosa von Tannenburg s. Christoph von Schmid*, 106
- Ruskin, John (1819-1900), 56
- Rustan s. Franz Grillparzer*, 86
- S**
- Saar, Ferdinand von (1833-1906), 131
- Scheffler, Johannes (1624-1677), 99
- Schiller, Friedrich (1759-1805), 6, 11, 21, 86
- Schmid, Christoph von (1768-1854), 106
- Scholz, Wilhelm von (1874-1969), 99
- Schopenhauer, Arthur (1788-1860), 50, 59, 60
- Schröder, Carl August (1855-1945), 81
- Schuch-Mankiewicz, Grete von (1881-1938), 149, 150
- Seuse, Heinrich (1295/1297-1366), 99
- Shakespeare, William (1564-1616), 10, 19, 22, 29, 30, 38, 84, 86
- Shelley, Mary (1797-1851), 90, 91
- Simmel, Georg (1858-1918), 124–126
- Solon (um 640-um 560 v. Chr.), 121
- Sophokles (497/496-406/405 v. Chr.), 85
- Staël, Anna Louise Germaine de (1766-1817), 13
- Stelzhamer, Franz (1802-1874), 39–47
- Stendhal d.i. Marie-Henri Beyle, 103–105
- Stephanie s. Gustav Macasy*, 93
- Stern, Carl Wilhelm (1873-1942), 89
- Stifter, Adalbert (1805-1868), 40
- Susanna, 90
- T**
- Teresa von Ávila (1515-1582), 37, 100
- Theseus, 85
- Tieck, Johann Ludwig (1773-1853), 30
- Timon (5. Jhdt. v. Chr.), 120
- Tristan s. Richard Wagner*, 19, 23–26, 105
- U**
- Ulrik Brendel s. Henrik Ibsen*, 93
- Unzelmann, Karl Wilhelm Ferdinand (1753-1832), 14, 15
- V**
- Verlaine, Paul (1844-1896), 61
- Vestris, Angiolo (1730-1809), 122
- Villers, Alexander von (1812-1880), 49–56
- Villon, François (1431-1463), 42
- Voltaire d.i. François Marie Arouet, 103
- W**
- Wagner, Otto (1841-1918), 74, 75, 77
- Wagner, Richard (1813-1883), 19, 21–26, 30, 57, 70, 105, 156
- Warsberg, Alexander von (1836-1889), 50, 56
- Wesendonck, Mathilde (1828-1902), 156

- Whitman, Walt (1819-1892), 105, 156  
*Wilhelm Tell* s. *Friedrich Schiller*, 21  
Windham, William (1750-1810), 115, 116  
Winter, Max (1870-1937), 156  
Witowski, Felix Ernst (1861-1927), 35  
Wolf, Hugo (1860-1903), 19, 57-64  
Wolter, Charlotte (1834-1897), 53